

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** - (1823)

**Artikel:** Vermischte Geschichten  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-655874>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**





### Gruß des Hinkenden Boten, zum neuen Jahr 1823.

Da kommt mit lahmem Stelzenfuß.  
In seinem langewohnten Trote,  
Der alte, gute Freund, der Bote,  
Und bringt des neuen Jahres Gruß.  
Und wünscht im ganzen Lande allen,  
— Sowelt das einmal möglich ist —  
Gnad Fried und Freud und Wohlgefallen.  
Es ist schon viel, wer mit gesundem Leib  
Das neue Jahr hat angetreten.  
Nicht jeder kanns! Ach! ich will wetten,  
Am Bette jammert manches Weib  
Um einen übel Kranken Lieben;  
Und mancher ist zurück geblieben,

Und schläft. — „Ey nicht so ernsthaft, Bot!  
„Du darfst wohl Scherz und Freude bringen.  
„Doch, willst du uns Klaglieder singen.  
„So jagen wir dich fort mit Spott!“  
So sey es drum! Gern mag ich spassen.  
Und bin, ihr wißt es, froh gestimmt.  
Nur daß mir's nemand übel nimmt!  
Und wenn mein Scherz auch manchen trift,  
So schreit nicht über Gall und Gift!  
So dürst ihr mich darum nicht hassen.  
Es ist ja nicht so böß gemeint!  
Ich bleibe dennoch euer Freund.  
Und schliesse mit dem wahren Spruch:



(Ich fand ihn einst in einem Buch:)

Die Narren hassen mich um mein satyrisch  
Lachen,  
Und sie finds selber doch, die mich zu lachen  
machen.

So gehts heut zu Tage in der Welt.

(In ein Paar kurzen Gesprächen dargestellt.)

1.

Hr. Falsch. Höre, liebe Frau! Du sollst doch einmal wieder zu Frau Pff und ihren Töchtern gehn. Sie nehmens sonst gewiß übel.

Frau. Ach! ich mag nicht. Sie sind so einbildisch und hochmüthig, und kommen daher wie die Pfauen. Die alte Narrin, die Mutter, liebängelt noch mit allen ledigen Mannspersonen, und mag nicht warten, bis sie wieder einen anführen kann, wie sie ihren Mann angeführt hat!

Herr. Nun freilich! Aber die beyden Töchtern —

Frau. Ach geh doch! Die Affengesichter mit ihren Stumpfnasen meinen noch Wunder wie hübsch sie sind, und wollen an allen Orten die vordersten sehn! — Ich kann die Leute gar nicht ausstehen!

Herr. Nun freilich. Aber man muß sich mit niemanden veruneinigen. Geh immerhin, meine Liebe!

Frau. Nun ja! Dir zu liebe. Aber lange bleibe ich gewiß nicht dort. Ich müßte mich tod ärgern.

2.

Frau Pff. Denkt doch Kinder! Ich vernehme daß Frau Falsch von ihrem Vetter Fuchs im Testamente fünftausend Pfunde geerbt hat! Aber die falsche Kage hat ihm auch genug darum geschmeichelt. Erst jetzt wird das Weib unerträglich werden!

Tochter Luise. Je nun! Sie war wenigstens verwandt, und konnte schon etwas erben.

Frau. Ja das hätten andre auch gekonnt, bey denen es besser angewendet gewesen wäre. Sie ist ohnehin so hochmüthig daß ich sie nicht ausstehen kann!

Tochter. Sie kommt doch aber auch selten zu uns — und

Frau. Immer noch mehr als mir lieb ist. Ich könnte es gar wohl ohne sie machen!

3.

Die Magd. Frau Falsch läßt fragen, ob Madam zu Hause sey, und sie empfangen könne?

Frau. Himmel! Da ist das unerträgliche Weib! Gewiß kommt sie nur um mit ihrem Erbe zu prahlen.

Magd. Soll ich sie abweisen?

Frau. Nein! Es sey mir gar lieb sie zu sehen.

Frau Falsch tritt ein. Ey guten Abend, meine Liebe, herzige Frau!

Frau Pff. Ey willkommen meine Liebe. Wie lange ist's daß ich sie nicht gesehn habe. Recht sehr lange Weile hab ich nach Ihnen gehabt.

Frau Falsch. Ja meine Liebe, es dünkt mich ein halbes Jahr hundert seit ich das letzte Mal bey Ihnen war.



Frau Pfif. Apropos! Der tausend! Ich wünsche von Herzen Glück zur Erbschaft! Seit langem hat mich nichts so sehr erfreut.

Frau Falsch. Ich danke, und weiß daß Sie an meinem Glücke aufrichtigen Antheil nehmen. — Aber was leben denn Ihre lieben hübschen Töchter? Sie sind eine recht glückliche Mutter, so schöne Kinder zu haben; und so gut und so bescheiden dabei.

Frau Pfif. Je nun! Die Kinder sind schon ordentlich. Aber ich wünschte daß sie recht viel bei Ihnen seyn könnten. Sie würden in Ihrem liebenswürdigen Umgang unendlich gewinnen. u. s. w.

Der Bote hat das auf einem ausge-  
rissenen Blatt von einem alten Komedi-Buch  
gelesen; und sagt das ausdrücklich, damit  
ja niemand meint, das sey auf ihn gestichelt.  
Ich weiß gar gut, daß das Papier geduldt  
ist, und daß es unter uns ganz anders  
hergeht. —

### Ein Ehestands-Gespräch.

Frau. Denk doch, lieber Mann!  
Meine Nachbarin da drüben sagt, sie habe  
den bessern Mann als ich!

Mann! Da hat sie wohl recht, mein  
Schatz!

Frau! Nein! Sie hat nicht recht!  
Ich behaupte, daß ich viel den bessern Mann  
habe!

Mann. Da hast du auch recht, mein  
Schatz!

Frau. Mais diantre! Werde könnt ihr  
doch nicht die Besten seyn! Einer nur ist  
der Beste!

Mann. Ja, da hast du abermal recht  
mein Schatz!

Frau. O zum Henker mit deiner  
Gleichgültigkeit! Ich werde mich noch zu  
Tode ärgern.

Mann. Da hast du vollkommen recht,  
mein Schatz.

### Lebendige Wettergläser.

„Was kostet ein Barometer? Muß auch  
so einen Hauspropheten haben, der im  
Heuet und in der Erndte mir das Wetter  
vorausagt!“ — Hm! Je nachdem er ist!  
Aber trau du dem Propheten nicht zu viel!  
Er lügt manchmal gar gewaltig, oder weiß  
selbst nicht was er sagt. Ich will dir aber  
was anders sagen. Der arme lahme Bote  
dient gern mit seiner Kunst!

Da, in meinem linken Stumpfen, über  
dem abgeschossenen Bein, (siehe auf dem  
Titelblatt) kündet sich das schlechte Wetter  
allemaal voraus mit Zucken und Stechen.  
Nun darfst du dir eben kein Bein abschles-  
sen lassen! Brauchst nur einen alten Scha-  
den irgendwo am Leibe zu haben, oder ein  
Paar tüchtige Hüneraugen an den Füßen,  
sie thun den Dienst auch. — Mancher emp-  
findet allemal Angst und Bangigkeit im  
ganzen Leibe, lange bevor ein Donnerwetter  
losbricht. Wers hat, der brapchts!

Aber auch die unvernünftigen Thiere  
verstehn das Wetter! Sind die Schweine  
unruhig, und werfen das Stroh herum,  
so bedeutet es unruhig stürmisch oder kalt  
Wetter. So auch wenn die Hauskaten sich  
strecken, an den Wänden kraken, und tan-  
zen als ob ihnen ein Hopser gepiffen würde.  
Auf eine ähnliche Weise thyn Pferde und  
Rindvieh. Wenn die Hunde faul sind, viel



schlafen, oder Gras fressen, bedeutet es Sturm, oder wenigstens schlecht Wetter. Wenn aber nach langem schlechten stürmischen Wetter, die Ragen sich lecken, und putzen, wie die Bauernmädchen, wenn sie zum Tanz gehn, so bessert das Wetter.

Die Vögel verstehn es fast noch besser! fliehet die Glucke mit ihren Jungen bey hellem Himmel unter Dach, und nimmet sie unter die Flügel, so kommt bald Gewitter und Regen. Lassen sich die Hühner beregen, und schütteln sich oft, so hält das Regnen sicher lange an. Krähen di: Hähne mittlen in der Nacht, zur Unzeit, und werden unruhig, so ändert das Wetter. Wenn die Spazier früher als gewöhnlich vom Felde heimkehren, und die Nachtquartiere beziehen, so ist Regen und Sturm nicht weit.

Daß die Spinnen besonders gute Wetterpropheten sind, hat ein gefangener Franzose beobachtet; und der geneigte Leser hats vor einigen Jahren in der Prattig des längern gefunden. — Mag nun jeder selbst sehn, was wahr ist!

### Wie gewisse Leute erzählen.

Daß nicht jedermann eben wohl beredt ist, schadet nichts; und wenn die Hälfte weniger geredet würde, wär's vielleicht eben recht. Aber es gewöhnt sich mancher im Reden so allerley böse Manieren an, die ihn lächerlich machen; und davon will der Bote erzählen, damit die Leute das anders lernen.

Mein Schneider, ein Deutscher dazu, erzählt etwa so: ja, versteht er wohl, das Tuch da, versteht er wohl, ist freilich gut

genug, versteht er wohl! Aber für Pantolon, versteht er wohl, ist zu schwach; und wenn er wohl über einen Graben springen will, versteht er wohl, so könnt ein Maleer pastiren (Malheur, Ungemach) und die Hosen verreißen, versteht er wohl!

Eben so wunderbarlich kommts heraus, wenn manche sich im Reden immer mit ja, meinnetwegen u. d. gl. unterbrechen. „Gschaut — ja — i bi vors Hus gange — mynnetwege am englest. Ja — u du chunt er mynnetwege so bim Tannholz — ja u seit: was thust du da, seit er? Un i säge — he ja han i gseit, i wot zum Schärer — sägen i; nu! nu er fragt mynnetwege: heft neuer chrank? seit er zue mer. Un i meine — he ja — er frage mynnetwege us guter Meinig. Ja! nu i säge u. s. w.

Nicht viel besser aber lautet folgendes, das dem Boten durch die Post zugesandt wurde: Eh bon jour! Guete Tag, ma chere! comment vous porte vous? Was lebet der geng? Apropos! Seit dir o verno daß der cousin Louis wot Hochzint ha? Oui! il veut se marier! Er überchant une joli petite femme, und öppe achttuset Pfund avec! cela n'est pas Gihimist! — Eties vous gester au concert? Julie a chanté wie ne Engel! Comme un ange, je vous assure. Auch het me wohl gseh les jeunes Messieurs sy ganz vernaret i si! Tout a fait enchanté! — Adieu ma chere lebet wohl.

Ein ehrsamer Bürger einer kleinen Stadt, meinte einmal: es wäre doch recht hübsch wenn man der Strasse nach um die Stadt her recht viel Populace pflanzte. Er meinte Pappelbäume (Peupliers) und Populace heist — Gesindel!

Das ist noch schlimmer geseht, als der



verstorbene Schärer in B . . . . der sich statt Chirurgus, Chirigugus unterschrieb.

Und schlimmer als der Bauer zu G. der sagen wollte er habe eine Oppression auf der Brust (drücken) und immer sagte: Er habe eine Inclination (Zuneigung.)

### Denksprüche.

Der ist unglücklich, der nichts weiß. Noch unglücklicher der, welcher etwas weiß, und es doch nicht anwendet. Aber am unglücklichsten ist der, welcher viel weiß, und es zum Bösen anwendet.

Zweyerley Menschen sind zu bedauern. Die welche suchen, und nichts finden; und die welche finden, und doch nicht zufriednen sind.

Das Unglück der Narren ist grösser als man denkt. Es besteht darinn, daß sie immer noch grössere Narren finden, von denen sie bewundert werden.

Für zwey Freunde ist ein Fingerhuth groß genug; zweyen Feinden aber ist die ganze Welt zu enge.

Wer einen Freund ohne Fehler verlangt, wird bald gar keinen Freund mehr haben.

Das Huhn, das Korn um Korn aufküst, füllt endlich doch den Kropf.

Wer sein Kind gar nichts lernen läßt, der scheint es zu einem Spitzbuben erziehen zu wollen.

Ein Schwäher ist wie eine Mühle, woben man nur das Klappern hört und kein Mehl sieht.

Die Freuden des Menschen kosten ge-

meiniglich weit mehr, als seine Leiden. Und doch tragen diese die bessere Frucht.

Die Kunst reich zu werden besteht nicht im Einnehmen, sondern vielmehr im Ausgeben.

Als der Mensch aus dem Paradyse vertrieben war, sollte er arbeiten, damit auch die Erde ihm zum Paradyse werde.

Willst du wissen wie es im Himmel zugeht, so beobachte eine einträchtige Familie.

### Der tolle Hund.

Gleibt es mancherley Unglück in dieser Welt, so ist sicher eines der größten, von einem tollen Hunde gebissen zu werden. Nicht der Schmerz nur, aber die entsetzliche Angst vor den fürchterlichen Folgen dieses Bisses, vor Krankheit, Wasserscheu, Wuth und Raserey und einem erbärmlichen Tode, das ist's was solche Menschen unglücklich macht. Wenn auch die Hülfe eines erfahrenen Arztes frühe genug gesucht wird, so muß der gebissene sich einer schmerzhaften Cur unterwerfen, muß sich schneiden und brennen lassen, und vielleicht lebenslang die Narben oder Wundmahle an seinem Leibe tragen. — Zudem wenn auch Hunde gebissen werden, so breitet sich das Uebel aufs Neue aus, die Gefahr erneuert und vermehrt sich, niemand kann ruhig und sicher seine Strasse wandeln, und hundert Menschen leben in Angst und Schrecken. — Neben dem geschieht auch grosser Schade an gebissenem Vieh, Kühen, Pferden, und was etwa einem solchen rasenden Thiere in den Weg kommt.

Unverantwortlich und gewissenlos handelt also jeder, der nicht die größte Sorgfalt



daran verwendet, solches Unglück, so viel an ihm ist, möglichst zu verhüten, und der Bote, dem zwar die Hunde lieb und werth, die Menschen noch viel lieber sind, will darum hier seinen einfältigen aber gut gemeinten Rath geben.

1) Wer nicht muß, sollte eigentlich keinen Hund halten. Arme Leute, die oft kaum selber für sich und ihre Kinder zu beißen haben, und denn doch Hunde halten, denen sie Hunger und Durst lassen, oder die sie mit schlechten, der Natur des Hundes unangemessenen Nahrungsmitteln füttern, diese können leicht Anlaß werden, daß tolle Hunde entstehen! — Und je mehr Hunde, desto mehr Gefahr zum Toll werden! —

2) Wer aber einen Hund hat, soll denselben so halten, daß er wenigstens nicht Schuld an seinem Toll werden ist. Ursachen und Veranlassungen dazu sind: a) wenn die Hunde gar alt werden: b) allzugroße Hitze, trockene Luft, heftige Kälte; vornehmlich wenn sie sich gleich von der großen Kälte weg an den warmen Ofen legen: c) Mangel an gesunder Nahrung, oder am Gausen, besonders Mangel an frischem Wasser: d) wenn der Hund in der Brunstzeit (wenn er läufig ist, oder eine läufige Hündin merkt) an der Paarung verhindert wird: e) wenn er mißhandelt, geschlagen, gequält wird. — Vor dem allem haben sich also besonders die Besitzer der Hunde in Acht zu nehmen.

3) Man achte darum auch genau auf seinen Hund, ob er Zeichen von Krankheit oder gar Tollheit habe. Die ankündende Wuth zeigt sich durch ungewöhnliche Schlaflosigkeit, und Traurigkeit: beständiges Aufsuchen warmer Oerter: (ein

Zeichen von Fieber) öfteres Hinschleichen nach dem Futter ohne zu fressen: — durch schlaffe Ohren und hängenden Schwanz; durch Murren und andre Zeichen von Unwille, wenn Menschen und Thiere ihnen nahe kommen, oder sie beunruhigen.

4) In allen solchen Fällen, oder wenn gar ein Hund von einem toben oder auch nur verdächtigen Hund gebissen worden, muß derselbe in völlige Sicherheit gebracht werden. Ihn an einen Strick binden ist nicht genug; er zerbeißt ihn leicht. Eine starke eiserne Kette an einem starken Halsband ist nöthig, oder einsperren in einem sichern Hofe, wo er nicht entlaufen kann. Am besten aber man übergiebt einen solchen Hund alsobald dem Wachenmeister zur Obhuth oder zum Tode! — Und wenn das Thier noch so kostbar, und sonst noch so gut und edel war — besser es wird, sogar unschuldig todtgeschlagen, als daß unsere Mitmenschen dadurch unglücklich werden.

5) Ist aber ein Mensch wirklich gebissen, so wasche er die Wunde mit starkem Salzwasser auf der Stelle aus, und suche sobald möglich die Hülfe eines erfahrenen, geschickten Arztes, (ja nicht eines Quacksalbers oder Pfuschers oder eines alten Weibes.) Doch darf er nicht selbst hinlaufen, denn alle Erhizung ist gefährlich, weil sie den Blutumlauf beschleunigt, und das Gift vom Speichel des toden Hundes mit dem Blute vermischt, wodurch eben die Raserei entsteht.

Wer aus unvernünftiger Hundeliebe, aus Unvorsichtigkeit, aus Nachlässigkeit, oder gar aus Geiz seines verdächtigen oder gar gebissenen Hundes schont, und da



durch Anlaß zum Unglück giebt, ist ein Verbrecher an seinen Mitmenschen und verdient ohne Schonen die strengste Strafe!

### Unverhobt kommt oft.

Aber nicht allemal mit Freuden, das ist auch wahr. Das hat jener Schelm erfahren, der als Arbeiter in einer Münz- neugeprägtes Geld gestohlen hatte. Man hatte Verdacht auf ihn. Er aber schwur vor dem Richter einen Eid, daß er das Geld nicht gestohlen habe. Und somit war's gut. — Noch nicht! Ich sage ja: unverhobt kommt oft! Der Mann lehrt mit seinem falschen Eid auf dem Gewissen an seine Arbeit zurück! — Aber das Gewissen versteht nicht Spaß, und kann solche garstige Flecken nicht auf sich leiden. So sticht, und stoßt, und hemmt es hier den Schelm ohne Ende, bis er's einmal versteht — und krach! sind die nämlichen drei Finger, die er beim Eid erhob, durch den Münzstempel völlig zerquetscht. Jetzt schrie er — aber noch lauter sein Gewissen, und auf der Stelle bekannte er den Diebstahl und den Meineid. — Gott behüte uns vor solcher Missethat.

### Ein dito, aber kurzweilig.

Der Hans Foggeli Knips kommt einmal in des Beders Stube, und als er einen Augenblick allein ist, erwischt er hurtig ein Paar Pelzhandschuh, und — fort mit! „Es kommen viele Leute in die Backstube! Man wird's nicht eben mir trauen. Und Winter ist's ohnehin bald! Ist nicht heute der 20ste Weinmonat?“ So denkt er! —

Der Beder weiß nicht hat die Kaze die Handschuh gefressen, oder wer sonst, und fragt vergeblich aller Orten. Aber der Winter rückt. Es giebt schon recht kalte Morgen. So kommt Hans Foggeli Knips auch wieder in die warme Backstube, und tritt zum Ofen. „Es macht nadisch hüt halt!“ „Ja sagte der Beder, man sollte gute warme Handschuhe haben!“ Was — plakt Hans Foggeli hurtig heraus — t han euch emel leni Händsche g'stohle!“ Das übrige begreift der Leser, oder kann sichs vom Schulmeister erklären lassen.

### Eine Fabel.

Ein Frosch, der stets zur Sommerszeit In seinem grünen Sonntagsgleid Der schönste Frosch im Weiher war, Versteht sich, nur in seinem Sinn! Den sonsten glich er ganz und gar Den andern Fröschen auf ein Haar. Das eben war ihm nicht genug! Er legt die Pfote unters Kinn, Und denkt: „bin ich nicht schön und klug?“ „Und doch will mich die Welt verachten.“ „Es ist ein Frosch, und weiter nichts!“ „So sprechen sie! Woran gebricht's?“ „Ich merke schon! Ich bin zu klein!“ „Die Ruh im Grase dort ist größer.“ „Wär ich so groß — es gieng schon besser!“ „Wohlan! Ich will auch größer seyn!“ So denkt der Narr! Thut manchen Schnauf, Und bläst die grüne Haut sich auf: Fragt seine Nase: „sage mir; Bin ich so groß als jenes Thier?“ — Noch nicht! — Er fängt noch einmal an Schließt hinten und vorne Maul und Nasen, Und drückt und feucht so stark er kann, Um sich noch größer auszublasen.



„Jetzt rückt!“ Er bläht hinauf die Kuh,  
Und blähet sich noch immer zu  
Ob groß zu werden ihm gelingt.  
Und hup! Die Narrenhaut zerspringt.

\* \* \*

Wie mancher ist dem Frosch verwandt!  
Verachtet thöricht seinen Stand;  
Will absolut was Großes sehn;  
Und macht sich selber Angst und Pein.

Gelehrter desto verkehrter.

Ja, so ist's! Und das will der Vöte  
beweisen! Da sagen die Gelehrten: was  
der Mensch träumt, ist nur zusammenge-  
setzt aus dem, was er den Tag über gese-  
hen und gehört hat. Daß dem nicht also  
ist, beweist der Vöte aus eigener Erfah-  
rung. Hat ihm z. B. geträumt, er sey un-  
ter eine Heerde Gänse gerathen, und hat  
den ganzen Tag kein solches Thier gesehn;  
sondern war an der Kindbete bey seiner  
Schwester, unter lauter lieben verständigen  
und wohlberedten Frauen! — An der Auf-  
fahrt kommt er zu S. ins Wirthshaus,  
und trinkt im Vorbegehen seinen Schoppen.  
Da haben sich nun freilich die Bauern, zu  
Ehren des Festes, erbärmlich zerprügelt.  
Aber was hat das mit der Schweinheerde  
zu thun, wovon ihm die nämliche Nacht  
träumte? — In dem alten ehrwürdigen  
Städtlein H. hör ich einmal ein feines Lie-  
besgespräch zwischen einer züchtigen Jung-  
frauen und einem keuschen Jüngling!  
Und nachher träumts mir, es sey Hornung,  
und die Ragen mauern auf allen Dächern!  
Wie hängt das zusammen? Ja einmal hats  
mir sogar geträumt, der böse Geist wolle  
mich leibhaftig holen, und strecke schon seine

Klauen aus gegen mich. Und doch hatte  
ich ihn denselben ganzen Tag nie gesehn,  
ja auch sonst nie. Vielmehr hatte ich mich  
am Tage vorher mit meiner lieben Anna  
Barbel ehelich verlobt!

Man sieht also doch deutlich daß die  
Gelehrten mit ihrer Auslegung der Träume  
unrecht haben. Ja! je gelehrter desto ver-  
kehrter! —

Brosamen von des Herrn Tische.

Unserelias kommt zu allerley Leuten.  
Nach ins Pfundhaus kam ich manchmal.  
Und wenn die Frau Predikantin mir ein  
Glas Wein aufgestellt und vernommen hat,  
was im Städtlein der Anken und der Flachs  
gilt, so kommt der Herr und sprachet mit  
mir: und hab ich mir ein gescheites Wort  
gemerkt, so warte ich nur bis ich hinter  
die Scheuer komme, und schreib es dann  
in meine Schreibtafel auf! Hier etwas da-  
von zur Probe.

Die Kage da, die ich als jung aus  
Mitleid aus dem Wasser gezogen und seit  
Jahren gefuttern habe, kragte mich gestern  
erbärmlich, als ich von ungefehr sie auf  
den Schwanz trat. So vergift mancher  
Mensch die größten Wohlthaten über der  
geringsten Beleidigung.

Die Hochzeiten werden jetzt meistens im  
Stillen gehalten; aber in der Ehe wird  
der Lärm desto grösser!

Zwey Arten von Narren sterben wahr-  
scheinlich nie aus: die Narren welche künf-  
tige Dinge prophezeihen und die Narren  
welche dergleichen glauben.

Der Spieler meint das Glück vor sich  
zu sehn, und läuft ihm vergeblich nach.  
Aber



Aber er steht nicht das Unglück das hinter ihm steht, und ihn ohne Fehler ereilt.

Mancher Mann würde gerne seine Frau zum Guckuck jagen, wegn er nicht fürchtete damit einer noch schlimmern Platz zu machen.

Weh Euch! Ihr Pharisäer und Heuchler! Ihr saget einer zum andern: Gott gebe dir ein glückhaftiges Jahr! Und ihr thut soviel einander unglücklich zu machen!

Weh Euch, ihr Pharisäer und Heuchler! Ihr gebet jedem Strassenbettler mit voller Hand, und meinet ihr übet Barmherzigkeit; diewell ihr nur Tagdiebe und Müßiggänger, Schelme und S. pflanzt!

Die Feueranstalten wären wohl gut; wenn nur die Löschanstalten auch eben so gut wären.

Es giebt leider viele Menschen, die kein anderes Maas kennen als — Wein Maas!

Man spricht mit Spott oder spöttischem Mitleid von einem armen Teufel; aber vor einem reichen Teufel zieht man die Kappe ab.

Es lachet gar mancher über andre Narren, und hört nicht wie die Schellen an seiner elgenen Kappe klingen.

Lächet und spottet nicht über Hansens grosse rothe und blaue Nase! Sie ist gar theuer, denn sie kostet ihn bald sein ganzes Helmwesen!

### Lebens - Chronick.

Die ersten zehn Jährchen  
Galts Kupferstich und Märchen.

Von zehen bis zu zwanzig  
Da suchte Spiel und Tanz ich.

Von zwanzig bis zu dreißig  
Trank, liebte, scherzt ich fleißig.

Von dreißig bis zu vierzig  
Der Lebensfreund genirt sich.

Jetzt zähl ich volle fünfzig  
Nun zeigt wohl die Vernunft sich?

Doch kam' ich bis zu sechzig  
Und setze Wein, so lechz' ich.

Auch zeigt mein Herz mit siebenzig  
Noch seinen Freunden liebend sich.

Venus hoch kommt, sind es achtzig  
Je nu! vielleicht es macht sich!

Ich wollt ich würde neunzig  
Für meine Kinder einzig.

Und brächt ichs bis auf hundert  
Drob wär ich sehr verwundert.

Etwas für diejenigen welche nicht Acht  
haben auf ihre Almosen.

In London bettelt eine arme Frau mit einem Kind auf dem Arme, und weiß so klüglich das Elend des vaterlosen Kindes darzustellen, daß sie reiche Gaben erhält.

Da kommen die Polizeidiener, wollen das Weib ins Gefängniß führen, sie wehrt sich gewaltig, und über dem Streite fällt das Kind zur Erde. Wie liefen die mitleidigen Seelen zusammen! Wie schimpfte man die Polizeidiener! Denn das Kind lag ohne einen Mucks zu thun tod am Boden! — Aber — als mans aufhob — war es ein verkleideter Strohbüdel! und kein Kind!

So etwas geschieht doch in unserm Lande nicht! — Nein, aber viel eben so schlimmes! Wie mancher Bettelbub lügt sich Vater, und Mutterlos. Wie mancher stellt sich krank, lahm, gebrechlich, und ist



vollkommen gesund. Weiß ich doch daß Leute die Gottlosigkeit geübt haben, sich mit der fallenden Sucht befaßt zu stellen, um Mitleid zu erregen. Ist das besser als ein Strohkind? Mitleid gegen Bettler kommt mir vor wie jene Mutter, die ihr Kind nicht strehlen wollte, damit sie es nicht rauffe. Wenn aber das Kind in den Läusen fast zu Grunde gieng, war nicht die Mutter Schuld? —

### Der Held unter den Satanshörnern.

(Sehet vorüberstehende Figur.)

In einer Dorfgemeinde des Oberlands war der neugewählte vernünftige Schulmeister kaum angelangt, als seine furchtsame Tochter ihn selbst und das gesammte Volk bei ihrer jungfräulichen Ehre versicherte, „sie hätte in der Geisterstunde der ersten „Nacht, als sie die vom Winde in Bewe- „gung gesetzte Kellertüre verriegeln wollte, „eine unmenschliche Gestalt mit feurigen Au- „gen erblickt, welche ohne Umstände auf „sie los, und bis an die Haustreppe ihr „nachgegangen sey, so daß sie anders nicht, „als sich kreuzend und segnend ihren Klauen „habe entgehen können.“ Die Sache machte im Dorfe großes Aufsehen, und fand bei Alten und Jungen Glauben. Der Schulmeister allein gab sich Mühe, den Schlüssel zu diesem Gespensterstück zu finden und — fand ihn glücklich schon in der folgenden Nacht. Da nun so eben ein in fremdem Dienst gestandener Soldat mit ehrenvollem Abschied in seine Bürgergemeinde zurückgelehrt war, und sich für einen Helden ohne Furcht überall ausgab; so entschloß sich der Schulmeister, den Heldemuth des Jünglings auf die Probe zu

setzen. Er sagte daher den neugierigen Dorfleuten, und konnte es auch mit Wahrheit sagen, daß es zur Nachtzeit vor seinem Schlafzimmer nicht richtig sey, und daß er selbst die Gestalt gerade so erblickt habe, wie die Erzählung seiner Tochter laute. Nun begehrte der neue Held unaufgefordert, im Schlafgemach des Schulmeisters die Nacht zu pastiren, und den Kampf mit dem Gespenste zu bestehen. Unser Schulmeister räumte ihm das Zimmer willig ein. Um von allem Ohren- und Augenzeuge zu sehn, versteckte er sich mit einer Blendlaterne auf der Hauslaube vor dem Schlafgemach hinter den Fensterladen, wo er den Ausgang des Heldenkampfes abwarten wollte. Nach zehn Uhr legte sich der Soldat zu Bette und schlief ein. Bald wurde er aber durch die Fußritte eines in der Hauslaube Auf- und Abgehenden aufgeschreckt, der sich weder durch sein lautes „wer da?“ noch durch die Drohung des Niederschießens in seiner Nachtwanderung stören ließ, und nun vollends seiner ganzen körperlichen Länge nach, sich an das Fenster stemmte, aus den funkelnden Augen, wie es ihm schien, Feuer ins Zimmer sprühend. Nicht ganz ohne Furcht sprang unser Held aus dem Bette, um das Ungeheuer zu packen. Er hatte kaum das Fenster aufgerissen, so zerzauste das Ungeheuer mit den Klauen seine Haupthaare, daß er ganz jämmerlich um Hülfe schrie. Noch hatte er Muthe genug in die Höhe zu greifen. Als er aber jezt ein Paar Hörner anpakte, so glaubte er sich in der Gewalt des leibhaftigen Satans, und rief jämmerlich um Hülfe: „Schulmeister, erlöse mich aus den Klauen des Teufels! Er hat mich schon in den Hörnern!“ — Der Schulmeister lies nun mit







der Laterne eilig hinzu und überzeugte unsern besiegten Helden, daß er einen bärtigen Ziegenbock erbeutet hätte, dessen satanische Lust mit einem Lederbissen von Salz gar leicht zu stillen sey. Nämlich dieser Bock war sichs schon unter dem Vorfahren des jetzigen Schulmeisters gewohnt, nächtlich am Fenster seines Schlafzimmers anzuklopfen und aus seiner Hand Kleinen und Salz zu schmecken. Der Nachfolger hatte dieß bald auch gemerkt und dem Monsieur von Bock willig damit aufgewartet. Weil aber unser Held ihm die Nachtmahlzeit nicht willig anbothat, so erinnerte ihn diesmal der Bock etwas unsanft an Pflicht der Gastfreundschaft. — Wer war froher, als unser alte Soldat, sich sobald und glücklich aus den Klauen des vermeinten Satans gerettet zu sehen! Er bath und beschwor den Schulmeister, die Geschichte ja nicht unter die Leute zu bringen, und gelobte ihm sogar, seine Tochter zu heirathen. Allein gerade diese, welche den Helden nicht leiden konnte, hatte etwas gehört, und wußte ihrem Vater alles Uebrige abzulocken. Daß nun das ganze Dorf die Heldenprobe des verabschiedeten Soldaten von Anfang bis zu Ende kennt und drüber lacht, darüber soll sich Niemand verwundern. Denn wie sollten Weiber Geheimnes verschweigen können?

### Der Kleiderschaft.

Es starb einmal — ist aber schon lang her — ein reicher Graf, der hinterließ ganz ungeheuer viel Kleider. Unter anderm tausend zweihundert Perücken für seinen einzigen Kopf! dreihundert Paar Stiefeln für seine zwey Bethe, und achthundert Stück

Samet-Hosen! — Und ist doch gestorben wie der Bettler Samell, der seinen ganzen Fegen auf dem Leib hatte. Und hätten sie ihm alle den Plunder mit ins Grab gegeben — was hätte er gewonnen? —

### Die türkische Barbierstube.

In der Mitte eines großen Saals, der durch eine Kuppel erleuchtet wird, hangen in Form eines Kronleuchters, mehrere übereinander befestigte Reife herab, an denen eine Menge Servietten zc. zc. zum Trocknen aufhangen; gerade darunter steht ein viereckichter mit glühenden Kohlen bedeckter Altar. In einer Ecke befand sich ein kleines Kamin, wo Kasse gekocht und Wasser heiß gemacht wird — der obere Rand desselben war mit vielen Vasen, Flaschen und Taschen besetzt — an der obern Wand des Saals befand sich ein Divan — an den 2 Seitenwänden liefen niedrige gepolsterte Estraden hin — die Wände selbst waren mit arthgem Tafelwerk geziert, auch hingen eine Menge Handspiegel, Rasirmesser, Streichriemen, und lange Haarbüschel mit hineingesteckten Kämmen daran. Auf den Estraden liegen gewöhnlich mehrere schlafende Türken — andere rauchen Taback, trinken Kasse oder Scharbet — das ganze gleicht einem wohl unterhaltenen Kaffehaus, wo Gesellschaft zusammen kommt.

Was nun das Barbieren selbst anlangt, so muß bemerkt werden, daß der türkische Barbier es nie mit dem Bart, sondern mit dem Kopf zu thun hat, wo auf beyden Estraden bestimmte Sitze zum Barbieren sind; über jedem Sitz ist ein langer Haken, woran ein Gefäß ist, unten mit einer kleinen Oefnung; dieß Gefäß wird mit lauem



Wasser angefüllt, das auf den Kopf des Barbierenden herabfließt — zugleich wird der Kopf über ein großes Becken gehalten, und so wie Hals und Gesicht mit Seifen eingerieben, nun setzt sich der Barbier auf einen erhabenen Schemel, nimmt den Kopf seines Kunden zwischen die Knie, streicht mit seinem großen breiten Messer so schnell und leicht darüber her, daß er in wenig Minuten fertig ist; hierauf reinigt er dem Kunden die Ohren, schneidet ihm die Nägel ab, zieht ihm die Finger, giebt noch eine Douche auf den Kopf, trocknet mit mehreren damastenen Servietten ab, besprüzt mit einigen Tropfen Rosen-Essenz, und bringt zum Beschluß Pfeife und Kasse nebst einem kleinen Splegel zum besehen.

Ofters lassen sich die alten Türken die grauen Barthhaare ausrupfen, ohne Zeichen des Schmerzens — den Reisenden wird auf Verlangen nur der Bart abgenommen.

Ueberhaupt hat mans im Orient mit der Barbierkunst sehr weit gebracht. In großen Städten giebt's herumgehende Barbiers, die man auf allen Straßen sieht, sie haben ihr ganzes Werkzeug bey sich, und bedienen die Kunden unter dem ersten besten Wetterdach, den Vorübergehenden halten sie mit vieler Höflichkeit einen Splegel vor, wodurch mancher auf dieses Bedürfnis aufmerksam wird.

### Bitter ist doch manchmal besser als süß.

Ein reicher Bauer in England hatte zwey Söhne. Aber genau die Hälfte davon war nichts werth; denn der Ältere war ein niederlicher Pursche, lag immer in den Wirthshäusern, trieb schlechte Streiche und erlaubte sich alles, was ihn gelüstete;

denn er dachte: ich bin eines reichen Mannes Sohn! Mit Geld läßt sich alles deken. Merk: viel Süßes verderbt nur den Magen, und macht ungesund.

Aber der Vater verstand das nicht so. Ihn kränkte der ungerathene Sohn, und ehe er starb, machte er sein Testament, worinn er den Taugenichts gänzlich enterbte, und dem jüngern Sohn das ganze Vermögen vermachte. Muß nicht die Sünde und das Laster sich selber strafen?

Aber des Vaters Tod war dem ungerathenen Sohn ein harter Schlag! Er sieng an über sein bisheriges Leben ernsthafter zu denken. Ein guter Freund, den er lange von sich verschreckt hatte, kam nun auch wieder, und sprach ernstliche Worte mit ihm, die sowohl fruchteten, daß er sich völlig änderte, und anfieng ein guter Mensch zu werden. Wünscht der geneigte Leser auch seinen treuen Freund? Nun — der ist zu finden! Er wohnt — da unterm linken Knopfloch und heißt: das Gewissen! — Und eben dieser Freund sagte hier ganz laut: der ungerathene Sohn hat verdient enterbt zu werden! — So war bitter besser als süß!

Aber auch das Süße blieb nicht aus. Der jüngere Bruder hörte mit Freuden die glückliche Veränderung des Ältern. Er eilt zu ihm und spricht: „Friede sey zwischen dir und mir! Unser gute Vater hat gewiß nur den niederlichen Sohn enterbt, nicht aber den gebesserten. Diesem gebührt so viel als mir! Komm her, ich theile mit dir!“ Und so geschah es.

Wer mir noch einen solchen Bruder nahmhast machen kann, dem verehr' ich einen Kalender auf 1823. Und ist er gar ein Schweiger, so kriegt er zwey! —



## Der zweifache Herr.

Ein Fremder kam ins Wirthshaus und bestellte sogleich das Mittagessen. „Dies ist ein vornehmer Herr!“ sagte der Wirthssohn zum Vater. Der Vater war nicht der Meinung und bezeugte, es sey bloß ein Bauer. Jetzt galt es eine Wette, wer von beiden recht habe. Der Nachtwächter sollte aufpassen und entscheiden. „Gieb wohl acht,“ sprach der Wirth zu ihm: „Trinkt der Fremde gleich nach der Suppe ein Glas Wein, so ist's ein Herr; wartet er aber mit dem Trunke zu, bis er erst Fleisch genossen, so ist's nur ein Bauer.“ — Der Nachtwächter stellte seine Beobachtungen pflichtmäßig an, und lief dann zum Wirth und seinem Sohne, sprechende: „Ihr habt euch beyde getrrt! der Fremde ist nicht bloß ein einfacher, sondern ein zweifacher Herr; denn er hat gleich vor und wiederum gleich nach der Suppe getrunken.“

## Noch ein Spas aus dem Wirthshaus.

Zwey Reisende ließen sich beim Eintritt in die Gaststube eine Flasche Burgunder auf-tischen. Sie hatten den Wein kaum versucht, als ein Seufzer aus dem nahen Bette sie überzeugte, daß hier jemand krank liege. Es war der Wirth, der sich über Seltenstehen beklagte. Die Gäste bothen ihm ein Glas ihres Weines an, den er gierig an den Mund setzte, als der Doktor eintrat und ihm zurief: „Was machen sie, Herr Wirth? Sie haben ein hitziges Fieber! starker Wein ist tödtliches Gift für sie! mischen sie wenigstens die Hälfte mit Wasser!“ — Das ist unnöthig, versetzte der Patient; ich habe

längst diesen fieberstillenden Trank in starker Dosis meinen Burgunderflaschen ben-gemischt!

## Wunder über Wunder.

Ein Paar Duzend quackende Fröschen sprangen eines Abends munter auf der Dorfbrücke herum. Diese Erscheinung ward von abergläubigen Leuten als ein bedeutungsvolles Wunder ausgelegt, und man prophezeite Wasser- und Feuers-Noth. Ein witziger Kopf aber sagte zu den erschrockenen Zschauern: „So lange die Fröschen auf der Brücke herumtanzen, sind wir noch ziemlich sicher; wenn aber einmal die Brücke auf den Fröschen herumzappelt, dann wird großes Unglück eintreffen.“

## Das geht nicht mit rechten Dingen zu.

Es ist doch wahr, daß es an manchem Orte zu manchen Zeiten nicht recht richtig ist. Davon will ich ein Exempel erzählen; und will der geneigte Leser sich dran erbauen, so ist's mir lieb. Der Fuhrmann Peter Schluf, der immer am Markttag in die Stadt fuhrwerchet, und wenn er heimfahret, richtig den Huth krumm auf dem Kopfe hat, mußte einmal eine Fuhre thun nach B. und kam glücklich ans Ort; und nachdem er seine Geschäfte glücklich vollendet, denkt er: es geht auf dem Heimweg da über die große Allment, wo es ungeheuer ist, und schon mancher Fuhrmann verirrt ist, besonders im Nebel und bei Nachtzeit. Da mangelts Kuraschi. Und so stärkt er sich mit einem Schoppen Brantwein; und meint: das giebt Herz! Der Teufel selber soll mir nichts anhaben. Und



omit fährt er getrost seine Straße. Der Bote redet sonst dem bösen Brantenwein eben nicht das Wort. Aber diesmal kam's doch gut! Denn Peter schlief eben auf der gefährlichen Alment so ruhig, als wär er daheim im Bette; und läßt seinen halbblinden Schimmel den Weg nach Hause suchen. Einmal erwacht er doch, denn ihn dünkt es regnet und das Wasser läuft ihm in den Busen. Er haut mit seiner Geißel zu: Hü! Schimmel! Aber alles steht still. Jetzt erwacht er völlig — der Himmel ist klar, der Mond scheint — aber o Grausen! Sein Schimmel ist ihm in eine weiße Geiß verwandelt worden! Mit Schrecken und Entsetzen springt er vom Wagen, läßt alles im Striche und flieht was seine unsichern Beine vermögen. Aber schwarze Geister laufen neben ihm her, und pfeifen, wenn Peter in der Angst sogar zu beten anfängt. Endlich erreicht er ein Haus, wo er übernachtet! —

Ob es nun wahr ist, was ich selbster vernommen habe, daß die Turbengräber dem schlafenden Peter das Roß ausgespannet, die Geiß dafür angebunden, ihn mit Wasser gespritzt und so erweckt: aber auch nachher das Wägel mit dem Schimmel ihm in der Nacht vor sein Haus geführt haben, das weiß ich nicht. Aber ein gutes Sprüchlein gebe ich oben drein in den Kauf; es heißt

Brantenwein im Nebel und bei Nacht  
Hat manchen schon zum Narr'n gemacht.

### Der Thorschreiber.

Der Herr Baldrian sollte eigentlich ein Hufschmid werden. Aber die Hammer waren ihm zu schwer, das Eisen zu hart,

die Esse zu rußig. So dachte er; ich will lieber — nichts sehn, ward also ein Müßiggänger; und als er am Ende nichts mehr hatte, gab man ihm die Stelle eines Thorschreibers in einer kleinen Landstadt. Da saß er den ganzen Tag, rauchte Taback, neckte die Vorübergehenden, und hängt jedem was an. Besonders hatten die Bauern, die zu Märkte fuhren, immer von ihm zu leiden. Aber er kriegte auch hier und da seine Rucksuhr. „Da kommt auch wieder so ein Esel“ sagte er einst dem Stesfan, dieser dankte gar höflich, und sprach: „Ist mir recht lieb, daß ich ein Esel bin! Nun hab' ich doch gute Hoffnung auch einmal Thorschreiber zu werden.“

Wißt du mit Schimpf freigeht sehn,  
Nur Schimpf und Schande trägt's dir ein.  
Und was du in den Wald hinschreibst  
Kommt dir zurücke allermeist.

Das Herz denkt anders, als der  
Mund spricht.

Nachbar, was ist dir am meisten zuwider?

„Kreuz, Leiden und Krieg!“

Nachbar, was wünschst du dir am meisten?

„Einen seltsamen Tod!“

Der Nachbar hat gut geantwortet; aber als ich sah, daß er eilfertig den Weg fortlaufe, der zum Kreuz und Leiden führt; und daß er immer Mittel vom Doktor brauche, um noch lange nicht sterben zu müssen, — da hielt ich wenig mehr auf seine frommen Worte.



## Neue Art von Brey.

Etliche gute Freunde, die mit einander spazieren giengen, trafen unterwegs einen Fischmann an, welcher neben andern Sorten von Fischen auch sogenannte Hürling hatte. Du, sagt einer von ihnen, ich habe Lust einmal gebakene Hürling zu essen, aber von meinen Leuten versteht es niemand, dieselben gut zu apretiren. So, sagte der andere, wenn du die Hürling bezahlst, so will ich dieselben durch meine Köchin schon apretiren lassen. Wie geredt, so gethan. Man kaufte eine grosse Kachel voll, sandte sie nach Hause, und Tag und Stund wurden bestimmt, wo die Gäste erscheinen sollten. Die Köchin nahm nun eine grosse Pfanne, frischen Butter darein, die Hürling dazu und wohl mit Pfeffer und Salz bestreut, hernach zwey grosse Kellen voll Mehl daran, fleißig umgerührt, und als die Massa eine bräunliche Farbe anzunehmen anfang, auf zwey schöne Creme-Saladlere angerichtet. Aber o Himmel welch Gelächter entstand unter den Anwesenden, man kostete das Gericht, allein, der Geruch affordierte vollkommen mit dem Ansehen, und der Hürlingbrey war ganz ungenießbar. Diesen Schaden zu vergüten, ward die Gesellschaft zu einem neuen Schmaus eingeladen, dessen Bestandtheile mit den Hürlingen in naher Verwandtschaft stand. Der Hanswirth bestellte nemlich bey einem Mann, ganz frische Fröschenstinklein, die auch zur bestimmten Zeit anlangten und sofort der Köchin übergeben wurden, um dieselben an einer Hühnelisausen zu apretiren. Der Herr gab der Köchin die pünktliche Anweisung, daß die Fröschen mit Salz und etwas wenigen Pfeffer verschleimt werden müßten, da aber die

Köchin die Eigenschaft und Wirkung nicht kannte, die sich bey dieser Operation zu äussern pflegt, und bey dem Bestreuen mit Salz und Pfeffer, die Wiederauflebung der Fröschen gewahr wurde; so lief sie voller Angst aus der Küche, rief der Frau, welche dabey einen solchen Ekel empfand, daß sie der Köchin sofort befahl, die ganze Massa sammt der Kachel in das s. v. Secret zu schmeissen. Dieses schreckbare Ereigniß ward sogleich dem Hausherr kund gethan, wo dann auch die E. Gäste auf einen andern Tag eingeladen wurden, und wo man dann eine sachkundige Gehülfin anstellte, die den Con vulsionen nicht so sehr unterworfen war.

## Chemals und jetzt.

Kaiser Konrad der dritte nannte die Erde das Bett des Kriegers, den Himmel seine Decke, den Harnisch sein Haus. So wars wohl damals. Hentzutage müßte man noch hinzu setzen: der Parasol (Regen oder Sonnenschirm) ist sein Begleiter auf den Musterplatz!

## Rath an meinen Vetter.

Er will, wie ich höre, betrathen, lieber Vetter! daran thut er wohl! darf ich ihm aber rathen, so nehme er die süße Milch nicht eher weg, bis der Nidel sich oben angeseht hat. Hat er denn aber seine gute Milch, so esse er ja nicht nur den Nidel davon weg, sonst will ich wetten, er kriegt sich dran satt, ehe der Topf halb leer ist. Rührt er aber Nidel und Milch wohl durch einander, so hat er bis auf den letzten Tropfen gute Milch, folglich auch längern Genuß. Ist er aber den Nidel sogleich rein weg,



weg, so kriegt er allzufrüh genug, und läßt dann die klare Milch ungenossen im Kopfe. Denn mehr als einmal nidelt die Milch nicht. Indessen wünsche ich, daß ihm die wohl zubereitete Milch lange wohl schmecke. Sein getreuer Vetter Michel.

### Weibliche Bildung.

Daß die Frauen in unsern Tagen manchmal gar gelehrt sind, und mit allerley Büchern besser umzugehen wissen, als mit Pfannen und Kellen, das ist allgemein bekannt. Wie weit manche es darin bringen ist zum Erstaunen, wie ich gleich ein Exempel erzählen will. Eine solche Frau, die in ihrer Jugend (ist aber dessen schon lang!) in einer berühmten Erziehungs-Anstalt gebildet wurde, war unlängst in einer Gesellschaft von andern Damen, wo auch von Gelehrten, Dichtern, und ihren Schriften die Rede war. Sie wollte nun zeigen daß sie auch lese, und sagte: „Ich lese wirklich Schillers Nathisson. Der ist ganz göttlich!“

### Die Grönländer.

(Der Holzschnitt stellt die Herrnbuttsche Colonte Lichtenfels vor.)

So wie wir in der versprochenen Beschreibung einzelner Völker unsers Erdballes, der angezeigten Absicht und Verfahrensweise zufolge, den geliebten Leser unseres Volksbuchs leins in den beeden früheren Jahrgängen zuerst an die südlichsten Gegenden von Amerika, zu den Feuerländern und ihren nächsten Nachbarn den Patagoniern, führten: so führen wir ihn nunmehr an das entgegengesetzte Ende jenes Welttheiles, zu einer Völkerschaft hin, die in

den nördlichsten Gegenden seines Festlandes (Continents) unter einem beynahe ähnllichen Klimate lebt; um zu sehn, wie dort Natur und Menschen beschaffen sind, und wie auf die Letztern, theils Besammenwohnung, theils auch nur öfterer Verkehr mit gebildeteren Europäern, einwirkten.

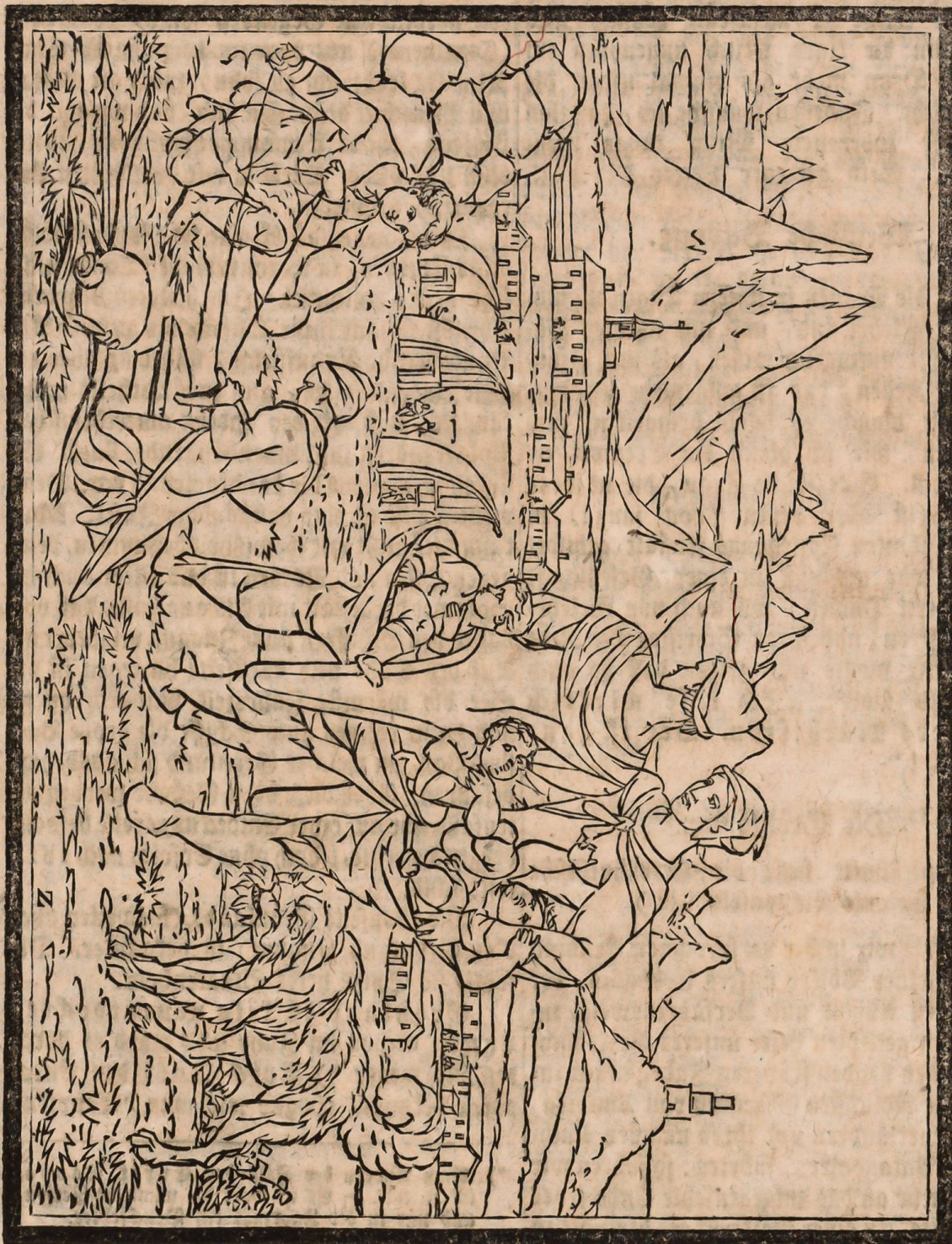
Grönland also, ist eine im Nordost Amerikas liegende, in ihrem südlichen Theile nicht sehr breite Halbinsel. Im höchsten Norden, woselbst sie auf ihrer Ostseite bis zum 79ten Breitengrade hinauffsteigt, bildet sie aber ein weit ausgedehntes, uns größtentheils unbekanntes, und mit den andern amerikanischen Polarländern zusammenhängendes Land. So stellen wenigstens die Landkarten es vor. Denn vielleicht ist es eine vollständige Insel. Man kann dies nicht mit Gewisheit bestimmen, denn gegen Osten und Norden ist das Meer auch im Sommer dergestalt mit Eis angefüllt, daß von daher den Schiffen aller Zugang versperrt ist. Auf der Süd- und Westseite hingegen ist die See die wärmste Jahreszeit hindurch offen, und dann können auch Schiffe die große Baffins-Bay, an welcher Grönland sich ausdehnt, befahren. Aber diese öden Gestade werden allenfalls nur auf einer Entdeckungsreise besucht, dergleichen eine, jedoch ohne Erfolg, noch 1818 statt fand.

Die Westseite Grönlands (bisweilen auch Neu-Grönland genannt) ist bekannter. Die südlichste Spitze heißt Staatenhoof.

Grönland ist kein neu entdecktes Land. Schon im Jahr 982 ward es durch den Norweger \*) Eric Rus, den Europäern bekannt. Sogar will man behaupten,

\*) Nach Andern der Isländer Eyrik Randa, im J. 932. — Es ist wohl die nämliche Person, und nur in der Jahrzahl ein Druckfehler.





Die Grönländer.

sch  
ein  
gel  
ntf  
von  
G  
fol  
lar  
ten  
G  
sch  
(1  
14  
im  
rot  
me  
an  
un  
la  
sch  
G  
de  
zu  
ht  
De  
der  
da  
zu  
M  
M  
felt  
len  
au  
G  
un  
all  
ka



schon zu Ende des neunten Jahrhunderts habe ein Normann, Hertulf, sich daselbst niedergelassen.

Unläugbar legt dieses Land ein neues Zeugniß dafür ab, daß mehrere Theile der Erde, vormals weniger kalt, und einer weit höheren Stufe des Anbau's fähig gewesen.

Denn den gütigsten Schriftstellern zufolge, gab es vor etwa 430 Jahren in Grönland bedeutende Colonien von dort angesiedelten Normännern. In der Stadt oder Ortschaft Gardar war ein bischöflicher Sitz, dessen schon auf der Kirchenversammlung zu Rhon (1276) Erwähnung geschah. Bis zum Jahr 1408 zählte Torfäus 17 grönland. Bischöfe; im Lande lebte eine bedeutende Anzahl von Europäern, die christliche Gemeinde bestand aus mehr als 300 Ortschaften; es hatte Ueberfluß an Hausvieh, und ward, seiner Fruchtbarkeit und des schönen Wachstumes wegen, Grönland, (Grünland) benannt.

Gegenwärtig ist höchst wahrscheinlich nur die Westseite von Grönland, und zwar nur vom 72 Grade der Breite, von Stoogsaß hinweg, bis zum Cap Farewell, (unterm 60 Grade) hinunter, bewohnt und bewohnbar. Die Ostküste ist es wohl, wegen des Uebermaßes der Kälte schon längstens nicht mehr, zumal da man zur See dort nicht anlanden kann, und zu Lande eine unübersteigbare Gebirgskette jede Mittheilung von der Westseite hindert. Die Menschenzahl nun, die diesen Theil der Westseite einnimmt in der Länge über 250 deutsche Meilen betragenden Landstrich, bewohnt, ist bis auf etwa 6000 geschmolzen. Hier sind einige Sommermonate lang die Thäler von Schnee und Eise befreit, dann wachsen noch Gras und allerhand Beeren in ziemlicher Menge, im südlichsten Theile verschiedene Kräuter und einige

krüppelhafte Gesträuche und Bäume, Korn aber kommt niemals zur Reife und alle damit gemachten Versuche waren vergeblich. Dagegen ist Grönland überhaupt reich an vielartigen Moosen, deren es einige essbare giebt. Unter den Kräutern verdient vorzüglich das, gekocht und roh genießbare, unter dem Schnee noch fortgrünende, auch auf kahlen Felsen gedehende, gegen die schrecklichste Plage der Polarländer, den Scorbut höchst wirksame Löf-felkraut, (cochlearia) gemeldet zu werden.

Im Winter ist in diesen besseren Gegenden der Frost noch ziemlich erträglich, obgleich die Sonne einige Monate lang ganz unter dem Gesichtskreise bleibt. Diese lange Nacht wird durch den Mond, durch herrliche Nordlichter, und durch den Glanz des Schnee's erhellt. Dagegen geht aber auch die Sonne im Brachmonat, Heumonat und Anfangs Augustmonats niemals unter, und dann kommen bisweilen so warme Tage, daß der Theer an den Schiffen zerschmilzt, und der Arbeiter seine Kleider abwirft.

Je weiter man aber gegen Norden und Osten hinkommt, desto kälter wird auch das Land, und desto schärfer die Kälte. Und eben diese, (die von daher vornämlich immer heftiger eindringt und überall Erstarrung bewirkt,) ist die Hauptursache der Abnahme der Menschen und der Verödung des Landes. Denn sollte es auch wahr seyn, daß die schwarze (pestartige) Krankheit auch dort 1348—50 gewüthet und Tausende von Einwohnern weggerafft habe, und daß feindliche Einfälle, (vielleicht die Flotten der kriegerischen Schott- oder Ir-länder 1418,) die christlichen Colonien größtentheils vertilgt hätten; so blieb denn doch ja der gute, fruchtbare, schöngrünende Boden, und die Menschenzahl konnte durch Fortpflanzung und neue Colonien ersetzt werden. Aber



mit jedem Jahre underte werden die östlichen Küsten durch größere Massen vom Polar-meere hieher treibenden Eises, wie durch unermessliche Wälle, stärker umlagert, und fast durchaus unzugänglich gemacht. Bey jedem Nord- und Nordostwinde verbreiten daher diese schrecklichen Eismassen eine grimmige Kälte über das schmale Land. Da nun auch längs der ganzen Westküste hohe felsigte, mit Eise bedeckte Berge deren Gipfel man bey 20 Meilen weit sehen kann, sich hinziehen, so tragen auch die über diese erstaunliche Strecke herziehenden Nordwestwinde zur Kälte nicht wenig bey, welche noch durch die im Innern selbst gelegenen Gletscherberge erhöht, Jahr für Jahr zunimmt und nach und nach allen Lebenstrieb tödtet. Pflanzen und Thiere des festen Landes müssen daher an Anzahl, Größe und Kraft fort und fort abnehmen, und das muß auch bey der Bevölkerung der Fall seyn. Zu dieser Verschlimmerung des Klima's gesellen sich auch noch bisweilen Verheerungen von bössartigen ansteckenden Blattern, so daß dieses arme Völkchen mit gänzlicher Ausrottung bedroht scheint.

Mit Thieren ist Grönland weit besser versehen als mit Erdgewächsen und Menschen. Es haufen da nicht nur Bären, Füchse, Seehunde, Seekühe; sondern auch Rennthiere, kleine Hirsche, Hunde, Hasen, auch Biber, und eine Menge See-Egel, verschiedene Land- und See-Vögel. Das kostbarste Geschenk der Natur für den Grönländer, sind jedoch die Rennthiere, dann die Seehunde, Seekühe und Wallfische an den Küsten.

Auf mehrere Thiere wirkt das Klima offenbar nachtheilig. Z. B. der Fuchs verliert hier an körperlicher Größe, und auch der Hund (das einzige Hausthier, das sich hier noch erhält,) der sonst seinem Herrn durch so manchen Erdstrich ohne merkliche Verschlechterung

nachfolgt, verliert hier seine Talente und Stimme; er wird dumm, unbrauchbar zur Jagd, kann nicht mehr bellen, sondern nur mucksen und heulen.

Der Mensch selbst, dessen Körper sonst jedem Himmelsstrich trost, wird klein, und seine Fortpflanzung beschränkt. Der Grönländer erreicht nur selten die Höhe von fünf Fuß, und ist wenig fruchtbar; die Grönländerin gebiert höchstens alle 2 Jahre. Uebrigens ist er nicht unverhältnißmäßig gebaut; die Schultern sind breit, besonders bey dem andern Geschlechte, das von Jugend auf Lasten zu tragen gewöhnt wird. Jedoch ist der Grönländer nur schwach, wiewohl gewandt. Hände und Füße sind klein, der Kopf ziemlich groß, der Leib aber fleischig. Das Gesicht, breit und platt, zeigt die Backen rund, ausgestopft, die Nase niedrig, mit weiten Naslöchern; das Auge schwarz, klein, aber ohne Leben. Das Haupthaar schwarz, lang und kraff. Das sparsame Haar am Kinne vertilgt der Grönländer durch Kunst noch vollends, und duldet auch keins an den übrigen Theilen des Körpers.

Das von Natur den Grönländern zugeheilte reichliche Fett, macht ihnen die Härte des Frostes erträglich. Bey sehr leichter Kleidung, und mit entblößtem Kopfe und Halse, dauern sie ihn auch in hohem Grade aus. In ihren Wohnungen sitzen sie sogar bis auf die Beinkleider nackt, und helfen durch ihre heißen Ausdünstungen dergestalt ein, daß die Europäer es bey ihnen weder vor Wärme noch Kälte lange aushalten können. Dies trifft vorzüglich die Missionnaire im Winter bey dem Gottesdienste, obgleich die Versammlungs-Säle gar nicht geheizt sind.

Eben so ist der Grönländer mit einer erstaunlichen Verdauungskraft ausgestattet. Frisches und Faules, Erfrorenes und halb Vermo-



deres, den Thran des Seehundes, und sein eigenes Ungeziefer verbraucht er. Vom Blute des Seehundes kocht er sich Suppen, bäckt er sich eine Art Pfannkuchen, oder er schmilzt ihn zu Thran. Das Fleisch des Rennthiers und des Seehundes ist seine gewöhnliche Speise, doch genießt er (mit Ausnahme kleiner gedörrter Fische, die er ungesotten als Brod ißt,) Fleisch und Fische nur gut gesotten oder gebraten.

Die Kleidung der Grönländer besteht in einem Pelz von Seevögel- oder Rennthiere-Fellen, die Haare einwärts gefehrt. Hierüber kommt ein großes Kleid von Seehunds-Fellen, fast in der Form eines Mönchsrockes, nur vorn ohne Oeffnung, so daß sie es wie ein Hemd über den Kopf anziehen müssen. Beim andern Geschlecht ist dies Oberkleid länger, und auch darum weiter, daß im Rücken zugleich ein Kind noch Platz da finden möge. Dieses wohnt darin, Kälte hin, Kälte her, ganz nackt. Daß es aber nicht unten ausfällt, verhindert ein um den Leib gebundener Riemen. Sonst ist die weibliche Kleidung der männlichen sehr ähnlich.

Seit dem Verkehr mit den Europäern findet man auch bey den Wohlhabendern Oberkleider von Tuch, Kattun, Linnenzeug, wollene Strümpfe.

Die Männer tragen das Haar kurz, die Weiber hingegen halten ein langes Haupthaar für eine Zierde, und schneiden es nur zum Zeichen der tiefsten Trauer, kurz. Sie binden es zweymal über dem Kopfe zusammen, schmücken es aus mit Bändern, und, wo möglich, so wie die Ohren, den Hals und die Arme, mit Glasperlen. (Die weibliche Zucht wird durch kein Klima erzdödet.)

Im Sommer wohnt der Grönländer in Zelten aus Fellen, über aufgestellte Stangen

gebreytet. Im Winter in Erdhütten, oder in einem viereckigten Gebäude unweit des Strandes, dessen Wände von Steinen zusammengelegt, und mit Moos ausgestopft sind. Das Dach ist aus Querbalken verfertigt, und diese mit Heidekraut und Rasen belegt, dazwischen Erde gestreut. Dies friert im Winter zusammen, läßt aber im Sommer den Regen hindurch. — Für jede Abtheilung des Hauses, also für jede Familie, ist eine große gemeinschaftliche hölzerne Britsche mit Fellen bedeckt zum Sitzen und Schlafen bereitet, ferner eine ungeheure Lampe voll Thran, zu Licht, zum Kochen und Heizen, über dieser ein Kessel, beydes von Topfstein, (lapis ollaris) über dem Kessel noch ein Rost zum Trocknen (Dörren). Ein Rauchfang ist nirgend. Hierzu dient ein langer Gang, oder eine Gallerie vor dem ganzen Gebäude, die dann in einen einzigen lothrecht darausstossenden, hakenförmigen angebogenen Eingang sich endigt. Nun denke man sich den Dunst der vielen Menschen, Thranlampen, die darob kochenden Kessel voll thranigter Fische, Seevögel oder Seehunde, daneben mehrere Ausleerungsgeschirre, die der Grönländer absichtlich voll läßt, um mit dem Urin seine Felle zu gerben. — Weiß bey seiner Geburt, wird sein Leib von diesem Rauche und Dampf bald mit dunkelgrauer oder röthlich-schmutziger Farb' überzogen, und der ganze Zwerg ein eckelhaftes stinkendes Wesen.

Dieser unreinliche dürstige Mensch ist dabey dennoch stolz. Nur sich beehren die Grönländer mit dem Namen Innait, d. i. Menschen, Eingeborne, die Uebrigen nennen sie mit Verachtung Kablunait, Ausländer. „Er ist beynahe so gesittet wie wir; er fängt an ein Mensch, ein Grönländer zu werden!“ — Dies sind die Lobeserhebungen für einen Europäer der ihnen gefällt. — Im Ganzen genommen



besitzen sie wirklich Verstand, und sind thätig. Ihre Arbeiten, die Erzeugnisse ihres Kunstfleisses, sind ihren Bedürfnissen angemessen, und recht gut. — Ihr Welberboot, *Umtak*, 8 bis 9 Klafter lang, mit Fischbein und Seehundsleder überzogen, mit 10 bis 12 Ruderbänken und einem großen von Därmen genäheten Segel versehen, führt 10 bis 20 Menschen, nebst ihren Zelten und übrigem Hausgeräthe, und ist ohne Schnur und Winkelmaaß, nur allein nach dem Augenmaasse sehr künstlich verfertigt, so leicht, daß sechs Menschen im Nothfall es forttragen können, und selbst bei widrigem Winde so sicher, daß die Europäer sich ähnliche bauen. — Ihr Männerboot, *Kajak*, obgleich viel kleiner, ist dicht, schmal, zur Jagd der Seethiere ausnehmend geschikt, und wird von einem einzigen Manne regiert, der, in der Mitte sitzend, durch die Seehundsfelle, womit das Boot überzogen ist, und die er um seinen Leib aufs engste zusammenziehn kann, gegen alles Eindringen des Wassers geschützt, das Ruder in der einen, in der andern Hand den Wurfspieß, oder den mit einer Blase versehenen Harpun, schnell und gewandt die Seehunde einholt oder beschleicht, und sein durch Sturm oder Wellen umgeworfenes Boot, mit einem Schwunge des Ruders in die aufrechte Stellung zurückwirft; zum Wunder für den, für sein Leben zitternden Europäer.

Die Grönländer sind gutartig, und furchtsam, vielleicht aus Gefühl ihrer Schwäche. Diebstahl, Völlerer, oder gar Mord, ist etwas Seltnes. Sehen sie einen Europäer auf eine grobe Art ausschweifen, so urtheilen sie: „Das Tollwasser (der Brantwein) hat ihn des Verstandes beraubt.“

Eltern und Kinder lieben sich zärtlich, was bei wenigen Völkern des nördlichsten Amerika der Fall ist. — Ihre meisten Streitigkeiten

endigen sich durch Spottlieder, die einer auf den andern absingt, wozu sie sich vor Zeugen und Richtern herausfordern; die stechendere Zunge erkämpft dann den Sieg.

Von ihren Religionsbegriffen vernehmen wir nur: daß sie gute und böse Geister, und eine oberste Gottheit glauben, denen sie aber keine Ehre erzeigen. Auch haben sie Zauberer (Angekoks). Die Seele halten sie zwar für ein körperliches, doch vom Leibe verschiedenes und ihn überlebendes Wesen.

Die Rückkehr der Sonne feiern sie den 22. Christmonat. Auf das Beste angekleidet ziehn sie in starken Parteyen im ganzen Lande umher, und bewirthen einander aufs Beste. Beim Schall einer Trommel wird dann getanzt, die Worte ihres Gesanges nebst dem Schlußreim bey sind:

„Die Sonne kommt zu uns zurück, Amna ajah, ajah, ah-ju;

Und bringt uns gutes Wetter mit, Amna ajah, ajah, ah-hu!“

Auf der Westseite haben sich dänische Herrnhuthische Kolonien niedergelassen, deren wichtigste *Julianehab* heißt. Mit dieser sind im Ganzen zwanzig dänische Ansiedelungen, und drey Missionsplätze der Herrnhuter, Neuherrnhuth, Lichtenfels und Lichtenau, vorhanden. Durch dieser Missionaire redlichen Eifer ist schon eine beträchtliche Anzahl Eingeborner zum Christenthume gebracht, und zu veredelten Menschen gemacht worden.

Durch europäische Schiffe, deren mitunter welche ankommen, werden die Grönländer mehr und mehr, für ihre Bären-Fuchs-Seehunds- und Hasenbälge, mit allerhand eisernen und andern Werkzeugen, und andern Bedürfnissen, sogar auch mit Flinten versehen.

Wer wünscht nicht theilnehmend diesem armen Völklein den besten Fortgang in aller



heilsamen Ausbildung? Wer wird sich nicht für sie über die Bestätigung der wichtigen Nachricht erfreuen, daß, seit 1815 die Eisfelder, welche den nördlichsten Theil der Ostküste Grönlands seit 400 Jahren umschlossen, sich losgetrennt haben, beweglich geworden, und nach Süden fortschwimmen? Daß die Engländer, deren lange genährter Wunsch, eine nordwestliche Durchfahrt aus dem atlantischen ins stille Meer, zu entdecken, dadurch neuerdings rege geworden ist, dafür mehrere Schiffe, wohl ausgerüstet, bereits abgesandt haben? Vermuthlich werden nun auch die Dänen versuchen, von ihrer seit 400 Jahren dort eingeschlossenen großen Kolonie, von der man noch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts von einem Schiff aus, (das ihr einen Bischof zuführen sollte, aber wegen des Eises unverrichteter Dinge heimkehren mußte) mehrere Menschen, Bieh auf die Weide treibend, gesehen haben will, etwas zu vernehmen, und falls noch Jemand übrig geblieben, zu ihnen zu dringen.

### Die magere Sichelten.

Der Besitzer eines kleinen Landguts ward nach geendigter Körnerndte von seinen Dienstboten immer angesucht, ihnen auch einmal eine Sichelten zu geben. Er versprach es, ihnen diese kleine Freude zu machen, äusserte aber dabei, daß seine Umstände es nicht erlaubten, viele Kösten auf dieses ländliche Fest zu verwenden, den Platz dazu wolle er geben und die Musikanten bezahlen, sie sollten also nur dazu einladen, wen sie wollten, den Gästen aber verdeuten: daß sie die Güte haben möchten, die nöthigen Rasraichissements und was dazu dienlich seyn möchte, mitzubringen. Die zwei Mägde des Gut-

besthers vollzogen nun pünktlich die Befehle ihres Herrn, und luden zwei Bäcker, die ihre Liebsten waren, nebst noch etlichen Nachbarn und Nachbarinnen ein, aber niemand wollte dem Verlangen des Gutbesizers entsprechen, als die zwei Bäcker, deren jeder 6 Stück altgebackene Zuppi mitbrachte, die übrigen aber, kamen in Hoffnung das Nöthige zu finden, mit leeren Taschen. Nun fiengen die Gäste an zu tanzen, die Musikanten bekamen nach Handwerksgebrauch Durst, allein es kamen weder Bouteille, Gläser noch Teller zum Vorschein, die Gäste verschwanden einer nach dem andern, die Musikanten besanden sich nun allein, giengen in den Garten und machten dem schlafenden Herrn vor seinem Schlafzimmer ein artiges Schariwari.

### Der fürchterliche Krebs-Mord.

Eine Modeschneiderin bekam aus sonderbaren Gründen den Gelust nach einer Krebs-suppe, und gab daher ihrer Magd den Auftrag, das nöthige Quantum dazu anzuschaffen, welches auf den ersten Markttag geschah, wo die Magd 4 Bierling nach Hause brachte, und dann sogleich Anstalt getroffen wurde, diese herzkärkende Brühe zu verfertigen. Vorerst aber wurde Rath gehalten, wie man die Krebse tödten wolle, und da die Schneiderin mit der Magd nicht einig werden konnte, so wurde in der Nachbarschaft gefragt, wo dann die Schneiderin nach erhaltener Wegweisung fast in Ohnmacht sank, und von dem Lebendig-Sieden keineswegs etwas hören wollte, worauf das Berathen aufs frische begann, wo dann endlich beschlossen wurde, die Krebse sofort tod zu schlagen, wozu man sich dann der



Zuchtpeltische der Ghibloniter bediente, und die Schneiderin nebst ihrer Magd, jede einen Cassak nahm und die Exekution so lange fortsetzte, bis fast gar eine Krebsuppe vorhanden war.

### Der Leuchtturm.

In der Gegend von Plymouth in England, etwa zehn englische Meilen vom Lande, erhebt sich im Meere ein Felsen, auf welchem ein Leuchtturm steht, Eddig-stone genannt; den man weit in die Ferne sehen kann; und der den Schiffen zur Warnung dienet, daß sie sich vor diesem Felsen in Acht nehmen. Ehemals schon stand ein anderer Leuchtturm auf diesem Felsen; der aber in einer stürmischen Nacht von gewaltigen Wellen des Meeres umgeworfen wurde. Ein folgender ist abgebrannt. Der jetzige ist vom Baumeister Smeaton gebaut, und zwar mit vieler Geschicklichkeit, indem der Fels ganz kahl und abschüssig ist, und von den ungeheuern Wellen immer bestürmt wird. Den Felsen abzugraben, und ein ordentliches Fundament zu legen, war unmöglich, weil er gar zu hart ist. Was that nun der Baumeister? Er ließ viele Löcher in den Stein bohren, und in diese starke eiserne Stangen treiben, zwischen welche nun der Grund mit langen flachen Steinen, die mit einander verbunden waren, gelegt wurde. Anstatt Sand nahm man zum Kalk von der sogenannten Puzzolan-Erde, die man bey Rom (in Italien) findet, und welche, mit Kalk vermischt, so hart als ein Stein wird.

Alle Nächte wird oben auf dem Thurme durch zwei Männer Feuer erhalten. Diese Männer wohnen beständig hier oben, und bekommen im Winter oft in einigen Mona-

ten keine menschliche Seele zu sehen. Die Lebensmittel werden ihnen bey gutem Wetter von Plymouth zugeführt. Sie müssen aber reichlich damit versehen werden, weil man bey langem stürmischem Wetter schlechterdings nicht zu ihnen kommen kann. Welch ein trauriges Leben müssen also diese zwei Menschen führen! Sie stecken Jahr aus und ein, in einem engen, siebenzig Fuß hohen Thurm, sehen aus ihren kleinen Fenstern nichts als Himmel und Wasser, und hören nichts als den unaufhörlichen Lärm der Wellen, die oft so fürchterlich sind, daß sie bis oben an das Gebäude schlagen, und an die Fenster spritzen! — Man denke sich einmal so recht ihre Lage. In einer stockfinstern stürmischen Winternacht, abgesondert von allen Menschen und aller menschlichen Hülfe — in einem so engen Raum eingeschränkt — alle Elemente gegen sich — bey dem fürchterlichen Tosen der Wellen, die ihnen keinen Schlaf gestatten — bey ihrer Pflicht das Feuer zu unterhalten — alle Augenblicke in Furcht, daß ein Windstoß sie herunterwirft. — 70 Fuß hoch, und doch vor den Wellen nicht sicher — hier leben sie ganz gelassen, und thun ihre Pflicht! Und doch sind es keine Missethäter, die etwa zur Strafe hieher eingeschlossen wurden, sondern ehrliche Leute, die aus freyer Wahl diese Lebensart gewählt haben! Was thut der Mensch nicht um des Brodtes willen, und was alles kann der Mensch gewohnt werden!!

### Die Befehrung.

Als der Hans auf seines Nachbarn Baum gestiegen war, um Aepfel zu stehlen, da war es finstere Nacht, und er denkt: es würde



niemand merken. Aber da steigt der volle Mond hinter dem Dorf auf, und Hans denkt an schnellen Rückzug. Doch hoch am obersten Ast glänzen jetzt eben eine Menge der prächtigsten Äpfel ihm entgegen. Er streitet mit sich selber, ob er im Mondschein das noch wagen will, und — wie es denn leider geht — die böse Begierde siegt über die Klugheit! Er steigt hinauf — und — der Ast bricht unter ihm, er fällt, bricht ein Bein, und befehrt sich auf dem Schmerzlager. — So meynt vielleicht der günstige Leser. Aber nein — der blutende Wunde weiß es anders und besser. Wie nun Hans da steht oben im Baume, so glänzt ihm im Mondschein die weiße Kirchhofmauer entgegen, und er sieht dort die Reihe von Gräbern, und ihm ist als stehe der Tod dabei, und deutet ihm: heute mir, morgen dir! und ihn schaudert, daß er kaum sich halten kann; er rutscht den Baum herab, nimmt seinen Korb voll gestohlenen Äpfel, leert sie im Garten des Eigenthümers sorgfältig aus, und eilt ohn' umzuschauen nach Haus.

Mit festem Vorsatz ganz sich zu bekehren,  
So weiß die Gnade Sünder zu belehren.  
Gewinnest oft durch eine Kleinigkeit  
Verlorne Seelen für die Ewigkeit.

### Das Tagebuch. (Beschluß.)

Brachet der 7. Ich hat auch nit mögen mit dem Seppli z'Morgen essen. Da hat der Bauer auf dem Hubel ihm seinen alten Hund geben, daß er ihn soll erschießen und verlocken. Aber der Seppli hat ihn nicht verlocket, sondern akumidieren lassen, ein Theil Boreffen, ein ander Braten; und hats gar gut funden!

Deito 20. Hat mir die Schnäder-

gröte gewelssaget, daß ich bald sterben müsse, weil das Huuri vorige Nacht in meiner Hostet geschrauen. Hab ich geantwortet: meine grauen Haare und mein hohes Alter wissen das besser als du und alle Huuri. Sie ist darüber gar höh'n worden.

Herbstmonat 7. Der Schneiderrudi hat gemeint, der Pfarrer soll ihm einen Taufschein geben, daß sein Bub jünger syge, weder er ist. Und hat der Herr das absolut nit wollen. Da hat der Rudi gesagt: eh! Herr Predigkannst, dir chöntit mir das sauft z'gfallen thue; ichumme ne ech doch o geng floslig z'predig! O du dumme Rudi. —

Christmonat 20. Das ist mir doch ein Narr, der Rumpel Durs! Es hat über Nacht viel geschneit, und am Morge hat syne Frau aus guter Meinig einen Weg gewünscht vom Häusli bis in die Landstrass. Wo er das gseht, fragt er: wer het das gemacht? sagt die Frau: Heh ich, damit du besser von Haus kannst. Antwort: ein Weib soll nichts thun ohne Befehl ihres Mannes! Gleich wünsch den Weg wieder zu! Und die Frau folget ordelich u denkt: der gschnder git na. Und jetzt seit er — gang u wünschmer wieder e Weg, damit du weist wer Meister ist. — O du Narr und Weiberplager! Aber — wärist du nume der einzig! —

Deito 21. Da haben sie im Wirthshaus Rumedie gespielt, mit Göhen. Ein Paar Buben, die lieber im Wirthshaus hocken, und Narenwerch treiben, weder arbeiten. Und haben der verlorne Sohn gespielt, und gar viel Narenwerch dermit trieben, und allerley Flausen gesagt. Und hab ich mich drüber geärgert, daß solche Buben das heilig Wort Gottes also



in den Wirthshäusern verunehren! Was werden jetzt die Leute denken, wenn einisch der Herr über diese Geschichte prediget?

Deito 26. Ein Unglück gepasirt. Der alte Gauch Peter im Spakenhag hat gmeint er syge verheret. Und laßt einen Banner kommen: der hat nun im Ofenhäusli gebannet und gehehet, und geseuret; und ist das Häusli angange und verbrunnen, und schier das Wohnhaus darzu; und hat sich Peter gar übel verbrannt an der Hand. Das hat mir der Herr erzählt, und dabei gesagt: er hetze den einfaltigen Peter doch so genug brichtet über sein Uberglauben! Aber wenn du den Narren im Mörser zerstoßtest mit dem Stempel, er liesse doch nicht von seiner Narheit!

Deito 31. Das alte Jahr geht nun zum Ende, so singen sie heut vor allen Thüren. Je nu! Es wird mit mir alter Mann wohl auch bald zu Ende gehen. Bin ich ja eben heut 78 Jahr alt worden.

Hier endet das Tagebuch! Der ehrliche Alte hat wahr geschrieben; denn von einer fremden Hand steht unten dran: Und am Neujahr am Morgen hei mir der Meti, wo das geschrieben, tod im Bett funden, und sind grausam erklüpfet ic. ic.

### Das grosse Erb.

Schau stets zuerst wohl wem du traust,  
Ob' in die Lust du Schlösser baust!  
Sonst trägt's dir lange Nasen ein,  
Und Spott zum Schaden oben drein.

Diesen lehrreichen Reim hat der Bote einmal an einem alten Spycher gelesen, und will dem geneigten Leser denselben an einer neuen Geschichte erklären. Denn es ist recht sonderbar wie alte Warnungen

und neue Narrheiten sich oft so schön zusammenreimen; so daß man dem alten Reime schon recht geben muß, der gesagt hat: es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Wir machen, nach den vier Zeilen des Reims auch folgende vier Capitel.

#### 1. Frau! schau wem?

Es gieng ein Geschrey aus in alle Lande es sey ein gewisser Pflanzler in Ostindien verstorben, Namens Kohli. Derselbe sey aus dem Bernerschen Saanenlande gebürtig; habe ein Vermögen von vierzig Millionen (ebensomehr das Maul recht voll genommen es geht in einem zu) — ja vierzig Millionen hinterlassen; aber dort hätten sich keine Erben gefunden, und er sey auch ohne Testament gestorben! — Wer ist der Better Kohli? wer hat ihn bestimmt gekannt? wer hat von der ganzen herrlichen Erbschaft sichern Bericht? Kein Mensch! Aber das schade nicht! Man glaubts doch! — Sind nicht schon früher ähnliche Geschichten erzählt worden? war nicht alles lauter Lüge und Betrug? Stad nicht schon viele so unglücklich geworden? Alles wahr! Aber das schade nichts! Man glaubts doch. — Und nun ist im ganzen Emmenthal, Oberland, ja fast im ganzen Canton, als hätte man einen Amelshausen aufgestört. Alles läuft und rennt hin und her, denn alles ist dem Better Kohli verwandt! Woher verwandt? Je, du Gauch! Woher als von den vierzig Millionen! Der Reiche hat gar viel Verwandte wenn's an's Erben geht! Wenn der Bote einmal in's lange Winterquartier abmarschirt, so wird niemand an der Begräbnis in die Verwandtschaft stehen wollen.

Also laufen die Leute den Psarherrn fast das Haus ab, um Todtenscheine, Tauf



schelne, Eheschelne u. s. w. und wer mit rechten Dingen keine Krlegen kann, läßt sich Geld kosten, bis auch er ein Papierst hat, das ihm von den 40 Millionen etwas geben soll! Ja mancher ist sogar Narre genug, und kauft einem andern seinen Antheil ab, ehe er nur weiß, woran er ist; und so theilen sie die Haut, ehe der Bär geschossen ist! — Denn nunmehr bauen sie

## 2. Schlösser in die Luft!

Zum Todschießen lächerlich ist's, wie sie sich mit dem ungewissen, nur gehofften Geld schon so breit und dick machen, und verabreden, was alles sie anfangen wollen, nun sie reich sind! — „Uebermorgen nehmen wir den Familienwagen, mit vier Pferden, unser zwölf drein, und meine Alte muß eine kleine Coffer voll Zuckerzeug mitnehmen, und so fahren wir auf Z. w. s. — „Ja jetzt ist's nimmte Gizimist! Uftischet was zuehe ma, warme By her! re. — „Sobald ich das Geld habe, laß ich mein Haus um ein Stockwerk höher bauen; einen Stall und eine Remise dazu, ein Charabank, zwei Bygaer — Jubeh — „Ich kaufe 100 Faß neunzehner Wein! Der Zins von meinem Antheil ist jährlich fast sechszigtausend Franken!“ — „Sobald ich mein Theil habe, ziehe ich auf Genf, kaufe dort ein Landgut, handle mit Wein oder dergleichen; der Doktor hat schon lang meiner Alten eine Luständerung verordnet.“ — „Wenn einer von Euch seinen Antheil verkaufen will, so nehme ich denselben an, und lasse dann eine große Fabrike bauen.“ — „Und ich mache eine Reise durch Deutschland, Ungaren bis auf Konstantinopel, und dann über England, Frankreich und Italien heim!“

So glengs in einem fort! Einer baute sein Lustschloß so, der andre anders! Keiner aber zweifelte an den vierzig Millionen und seinem Antheil! O wie giebt doch die Bärenhaut so warm im Winter! Ja we me si hat!

## 3. Lange Nasen!

Nun die sind am Ende wohlfeil, und das sicherste Erbe. Denn es fand sich, daß an der ganzen Sache nichts war! An der ganzen Geschichte kein wahres Wort! Die hohe Regierung ließ sogar durch das Wochenblatt die Leichtgläubigen warnen. Aber für die meisten kam die Warnung zu spät. Mancher hatte mit baarem Gelde Wind und leere Hoffnungen gekauft: mancher schöne Thaler war für Reisen, Schreiben, Schelne u. dgl. für Zechen und Lustbarkeiten draufgegangen. Geerbt hat keiner, betrogen sind alle, und haben nichts, als eine lange Nase, länger als der Altenberg oder das Toffenholz; länger als des hölzigen Christoffels sein Spieß und — die Mattensegen! Ja so lang als vom Saanenland bis in Ostindien! Fraget sie nur! Sie können euch auf's Haar sagen, wann dort der Zimmet und die Nagell blühen — sie riechen's ganz in der Nähe!

## 4. Spott zum Schaden.

Ja! Das ist immer das gewöhnliche Ende von einem solchen Riede, daß die Ragen hintendrein mauen, daß man aus der Haut fahren möchte vor Aerger! Alles lachte der leichtgläubigen Thoren! Alles rief: es geschieht euch schon recht! Da ward sogar ein Gespräch gedruckt, über das große, in der Luft schwebende Erb, worinn jene Leute erbärmlich ausgepiffen werden. Und nun kömmt noch gar der lahme Bote hintendrein, und thut die Geschichte in seinen verwünsch-



ten Kalender. „Das hät' er können bleiben lassen!“ Ja wohl hät' er! Warum that er's aber nicht? Weil er wo möglich andre warnen möchte, nicht durch ähnliche Lügen sich betriegen zu lassen, und nicht durch ähnliche Leichtgläubigkeit sich selbst in Schaden zu bringen.

Ja! Laßt Euch warnen, liebe Leute! Glaubt ja in Zukunft nicht so leicht. Sonst seid ihr des Betriegers Beute, Der wie der Fuchs um Hühner schleicht! Und hättet ihr auch Geld in Haufen, Was hättet ihr für Glück dann mehr? Könnt ihr dem Tode mit entlaufen? Könnt ihr das wahre Glück erkaufen? Und kommt kein Kummer zu euch her? Zufriedenheit allein giebt Heil Und die ist nicht beim Krämer feil.

Wer jagt, fängt nicht immer Hasen!

Wer ist die Frau oder besser das Weib, das von Haus zu Haus geht, und aller Orten den Bettelsack schüttelt? Hier kraut sie der Bäurinn eine Lüge von ihrem Mann, der im Klösterli gefessen, aber nicht bey den Pfaffen; und mit einer Jungfer schön gethan, aber nicht mit einer Nonne. Dort erzählt sie von der Nachbarinn anet dem Bach, wie sie, unwissend dem Manne, eine Balle Anke heimlich verkauft: dort sagt sie wohin dieser und jener Bursche seinen Kiltgang richtet u. s. w. Ueberall rühmt sie die Anwesenden in's Angesicht, und lastert die Abwesenden. Und nicht vergeblich! Die g'wundrlgen Wyber belohnen ihre erlogenen Nachrichten mit reichlichen Gaben, und der Bettelsack füllt sich schön an. — Aber wer ist dieses Weib, daß ich Sie in meinem Kalender ablontersetzen kann? Niemand wil

mir's sagen! — Nun Geduld! Dort kommt der Dorf-Poltzener! (Profos darf man ihm nicht sagen, er zürnts.) Der wird das Bettelweib schon packen, sie um ihren Namen fragen, auf's Oberamt sie führen. Jetzt kommt er um's Haus herum! Gebt Achtung! Jetzt packt er sie! Aber was erschrickt er so jämmerlich, als hätte er ein Gespenst gesehn?

Komm, lieber Leser, her und schau, Er packte — seine etgne Frau.

Nützliche Nachrichten von allerley vaterländischen Künstlern und Handwerkern. Zum Nutzen und Frommen der lieben Landleute gesammelt.

Man macht so viel Lärm von den Erfindungen der Engländer, und was für künstliche Leute das seyen, daß es ihnen niemand gleich thue. Nun ja. Dampfmaschinen haben wir noch keine. Aber Maschinen genug, und Dampf auch, und „das wird enangere scho no einisch b'sieh“ meyn ich. Auf meinen vielen Wanderungen im lieben Vaterlande sind mir so künstliche Leute vorgekommen, die den Engländern bald zuvor kommen werden. Ich will sie hler öffentlich anzeigen, damit sie zu verdienter Ehre gelangen, und jeder weiß, wo er sich melden soll, wenn er künstliche Leute managelt.

M. A. verdiente ein obrigkeitliches Patent als Brantenweinbrenner. Er hat in Erfindung eines Brennhafens einen eigenen erfunden und verfertigt. Er nahm einen eisernen Hasen, in dem er sonst den Schmelzen ihre Kost gekocht hatte; darauf ward ein Deckel von einem alten Fassboden gemacht, und von einer Tatrepfanne ein alter Deckel als Hut aufgesetzt. Probatum est!



Selne gebrannten Wasser sollen einen ganz besondern Geschmack bekommen haben!

M. R. der weltberühmte Metzger wird empfohlen wenn es gilt eine Kuh oder dergleichen vom Leben zum Tode zu bringen. Er hatte eine alte magere Brummel-Kuh, die niemand kaufen wollte, lange gemästet, wenigstens acht Tage lang, und männiglich schönes Fleisch zum voraus zum Kauf angeboten! Er und sein Bruderssohn wollen das Thier schlachten. Die Kuh wird im Tenn angebunden, die Nachbarn sammeln sich zum Zuschauen. Hans erhebt seine Schlegelaxt, und schlägt die Kuh nieder. Aber im Hui ist sie wieder auf! Hans steigt mit seiner Art die Leiter hinauf, der Andre mit dem Messer die Stiege hinauf in die Stube, und die Kuh — sauft auf den Schreden beim Brunnen kaltes Wasser.

E. R. hat mir gesagt, er habe so eine Maschine im Hause, die akkurat einer Dampfmaschine gleiche. Er hat mir sie gezeigt. Sie steht auf zwey Beinen, hat zwey Arme, und klappert fort und fort wie eine Fasnachts-Rätsche! Es fehlt ihr zu einer vollkommenen Dampfmaschine ein einziger Buchstabe — der f — Uebrigens hat er sie erweibet, und ist willens sie um billigen Preis wegzugeben.

S. J. auch Schnelbersepli genannt, ist ein berühmter Bienenwatter. Einen ihm anvertrauten Jupp (andere hat er nicht!) trug er alle Tage bald an die Morgen-, bald an die Mittags- und bald an die Abend-Sonne. Diese beständige Veränderung bekam den Bienen so wohl, daß sie mehrere Tage auswanderten, und allemal mit Mühe wieder gefangen wurden. Aber mein Meister fand bald ein Mittel: Der Bienenkorbflechter verkaufte ihm um fünf Bagen eine Königin.

(Meisterbiene.) Das war ein ehrlicher Hummel, der den Bienen so außerordentlich wohl zu ihrem bisherigen Traktament bekam, daß sie vor Freuden in wenig Tagen starben.

M. D. zwischen Marberg und Biel hat den wahren Vortheil gefunden, wie man Schweine wohlfeil kauft. J. B. Er kauft ein Schwein — wie schwer? Drenhundert und zwey und sechszig Pfund ungewogen! Wie theuer? Dren Centner will ich dir verehren, aber vom Uebrigen mußt du mir das Pfund mit vier Franken bezahlen! — „Bim Donnerstag! Das ist e wohlfeil Sau, Brenell, sagt er zu Hause. Und richtig, zwey und sechszig Mal vier Franken macht gerade ja zweyhundert und acht und vierzig Franken, oder achtzig Kronen und dren und zwanzig Bagen! — Da sieht man wie gut es ist, wenn man in der Schule rechnen lernt!

W. D. und H. L. sind Meister im Landbau. Sie wissen am besten wie die Erdäpfel gepflanzt werden müssen, daß sie gerathen. Drum lachen sie auch alle andern aus, weil sie selber alles am besten wissen. Sie säen und pflanzen nicht wie andre Leute, und drum erndten sie auch nicht so. Im Brachmonat fangen sie an Erdäpfel zu setzen, und fragt man Ende Wintermonat: „Better Hans Jörg! hast du deine Erdäpfel alle gegraben?“ so antwortet er: „es kommt mir noch kein Sinn daran!“ Und er wartet richtig, bis er sie unter dem Schnee hervor graben kann.

F. E. hat die Entdeckung gemacht, wie man am besten und sichersten Feuer von einem Orte an das andre bringen kann! Sie, die wohl mit Recht die kluge Frau heißen könnte, wollte spät im Herbst das Feuer von einem Erdäpfel-Platz auf den



andern tragen lassen, und gab's zu dem Ende einer Tagelöhnerin in einen Wdhli-Korb. Und das kam recht gut; denn das Feuer mehrte sich unterwegs, so daß zuletzt nicht nur der Korb, sondern die Kappe der Trägerin brannte.

J. L. der berühmte Strehlmacher, nicht weit von der großen Stadt A . . . hat zufälliger Weise die nützliche Entdeckung gemacht, wie man Winterszeit selbst bei Nacht sicher reisen kann, ohne von den Wölfen gefressen zu werden. Er kam zu einer Nachbarin, und erzählte mit vielen Worten, wie die Gegend unsicher sey, wie die Wölfe schon diesen und jenen angegriffen haben, u. s. w. Die Nachbarin, die ihn als einen furchtsamen Hasenfuß kennt, der jede Kage für einen Wolf ansieht, denkt: Ich will dir schon warm genug machen, trotz dem kalten Winter! Sie erzählt also noch viel mehr Schreckliches, und endet mit den Worten: unser Jakob muß mir Nachts nicht mehr vor die Hausthüre, oder er habe das Geschell vom Rennschlitten angehängt! — Das war dem Kammelpmann eine gute Entdeckung. „Ich sollte noch — sprach er — auf A . . . um ein Päckli Ehlgore zu kaufen; es ist schon finster: — es könnte mir ein Unglück begegnen: — wollt ihr mir doch das Geschell entleihen?“ So geschah es. Er band sich das Geschell um den Hals, und im starken Trott — damit die Schellen brav klingen, giengs hin und her! Und die Wölfe haben ihn nicht gefressen.

Wenn nun der geneigte Leser diese hier genannten klugen erfindungsreichen Köpfe näher kennen will, so nehme er die kleine Mühe und schreibe die obigen Anfangsbuchstaben in eine Linde, theile sie in Worte ein, und er wird — falls in der Druckerey kein

Druckfehler gemacht wird — finden wie es gemeint ist.

Eine freundliche Bitte an meinen Collegen, den Boten von Basel.

Ich meine denjenigen, der seinen Kalendar bey Hrn. Schweighauser drucken läßt; den möcht ich bitten, in Zukunft doch zu bedenken, daß sein Büchlein Jungen und Alten, Jünglingen und Jungfrauen, Knaben und Mägdelein, in die Hände fällt: und daß es nicht eben wohl gethan ist, solchen alles und jedes zu empfehlen, was in dem schreibseligen Deutschland geschrieben wird: und daß mancher Zuchertitel in solchen Händen eine wahre Ueppigkeit ist! Das wolle er bedenken, und meines guten Rathes wahrnehmen; übrigens mein guter Freund bleiben, wie ich der seinige.

NB. Diese Bitte kommt eigentlich von meinem Gevater, dem Schulmeister.

Der Herr und der Diener.

Kaiser Maximilian wußte recht gut, daß einer seiner Hofherrn ihm eine Kleinigkeit von etwa dreystausend Gulden gestohlen hatte. Aber er that, als merkte er nichts. Nach etwas Zeit fragt er aber jenen Herrn: „Was meinst du, daß der verdient habe, der seinem Kaiser etliche tausend Gulden stiehlt?“ Den Galgen, antwortete dieser. „Nur sachte, spricht der Kaiser — ich habe deine Dienste noch länger zu brauchen.“

Wie groß ist die Stadt London?

Das weiß der hinfende Bote nicht! Und kanns also auch seinen Lesern nicht sagen.



Aber gelesen hat er, daß man eine Berechnung gemacht hat, wie viel Fußgänger und Fuhrwerke täglich über jede der drey alten Brücken in dieser Stadt gehn; und der geneigte Leser mag ungefähr daraus abnehmen, wie viel größer London ist, als

	Brücke		
	I.	II.	III.
Fußgänger . .	74620.	48500.	37820
Lastwagen . .	605.	437.	173
Karren . . .	2732.	1748.	963
Kutschen . . .	1254.	1077.	1171
Einspännige Schäsen	364.	764.	569
Keltpferde . .	577.	1141.	615

Der arme hinkende Bote wollte auf der Stelle seinen Botendienst aufgeben, wenn er den Zoll von der geringsten dafür beziehen könnte!

### Angeführt und abgespeist.

An einem öffentlichen Orte, wo viel Volk zusammenkam um zu sehen und zu hören, stand auch der hinkende Bote; jedermann kenntlich wegen seinem Stelzfuß, Krücke, und Brillefack, und manchem verhaft wegen seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe! Ihn erblickt ein junger Parsche, der gerne den Herrn spielt, und dem Hinkenden eins anhängen möchte. Nun weiß jener, daß der Bote nicht französisch kann, er aber ist einmal zu Murten gewesen, hat sogar seine Nase bis Wislitzburg gestreckt, und kann also perfekt französisch. Jetzt will er des Boten spotten, und spricht zu ihm: *gell ör eti Messasche?* Der Bote denkt: wart ich will dich, und spricht geschwinde zu ihm: *witt was Narr mitr mit!*

Ganz verwundert fragt der andre: wo Teufel hast du Latein gelernt?

Der Bote kommt abermal hintendrein.

Da lese ich mit Verwunderung und Freude in der Zeitung, daß verschiedene Herren schöne Preise für solche Schriften erhalten haben, die sie über das Armenwesen geschrieben haben. Ich habe keine derselben gesehen, glaube aber doch, sie müssen vortrefflich gewesen seyn. Warum wären sie sonst belohnt worden? — Ich werde nun freylich keinen Preis erringen, und komme mit meiner lahmen Weisheit wie gewohnt, hintendrein. Hat ichs aber gewußt zu rechter Zeit, so hat ich auch ein Wortlein dazu gesprochen. Zum Spasse hier nur die Ueberschrift der einzelnen Kapitel, die ich hätte schreiben wollen.

#### I. Theil.

1. Der Arme und der Reiche begegnen einander, der Herr hat sie beyde gemacht.
2. Mancher ist arm bey allem Reichthum, und mancher reich trotz seiner Armuth.
3. Wie man's treibt, so geht's, und der Mensch ist seines eigenen Glückes Schmied.
4. Es ist Sünde was all dein Einkommen verzehrt: und stehet von deiner Thorheit geschrieben im Buche der Weisheit Cap. 2. Vers 6 bis 12.

#### II. Theil.

1. Es ist ein großer Gewinn — wer sich genügen läßt.
2. Strebet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet Euch zu denen, die demüthig sind.
3. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen; und wenn der Pudel nicht schwimmen



will, so schmeiß ihn in's Wasser, daß er schwimmen muß!

4. Hab Acht auf dein Almosen: daß du nicht Unkraut begießest, und pflanzest Ungeziefer.

5. Und endlich merk dir, daß das Rathhaus weder vor dem obern noch vor dem untern Thor ist — sondern mitten in der Stadt steht.

Ich zweifle nicht, daß sich darüber viel Schönes und Gutes sagen liesse, wenn man es nur wüßte!!

### Eine neue Art von Spitzbuben.

Zu Kalkuta in Ostindien wurde vor Kurzem — es sind erst fünf Jahre dessen — ein ganz besondrer extra Spitzbube gehängt. Er war ein ganz ausgezeichnet vortrefflicher Schwimmer, und konnte sehr lange unter dem Wasser aushalten. So schwamm er unter dem Wasser nach den eingezäunten Baderplätzen der indianischen Frauen, ergriff dann ungesehen eine derselben bey den Beinen, zog sie unter das Wasser, ertränkte sie, und beraubte sie alles Schmuckes, Gold, Ringe, Edelsteine u. s. w., dessen die indianischen Frauen bey dem Baden viel zu tragen pflegen. Lange glaubte man es sey ein Krokodill, das, unter dem Wasser verborgen, diesen Raub begehe; bis endlich ein Mädchen dem Räuber entwischen konnte, und nun bestimmt versicherte, kein Krokodill, sondern ein Mann habe nach ihr geschnappt. Man forschte nach, entdeckte den Thäter, und dieser bekannte schon sieben Jahre dieses Handwerk getrieben zu haben. — Ich hat' ihn nicht hängen, sondern mit einem Mühlstein am Hals ersäufen lassen.

### Der Lumpensammler.

Der Lumpensepl kommt mit seinem Bündel daher, und der Gerichtssas bey dem Thürl will ihn foppen, und fragt: hast du die Lumpen bald alle zusammengetragen? Wärest du nicht ein Wohlachtbarer Gerichtssas, ich wollte dir antworten, sagte der Sepl. Aber der andre meynt: so ein Hudel wie du, soll antworten wenn man ihn fragt; und willst du oder nicht? So hat der Sepl gesagt: wenn ich die Lumpen alle zusammentrüge, so könntet ihr nicht mehr Gericht halten!!

Merkt wohl:

Wer ausgiebt muß auch wieder etannehmen: und darum ist nicht gut alle Schälke foppen: sintemal

Der Stolge oft auf die Nase kriegt.

### Der Ostermontag 1822 in Bern.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Er war auch in diesem Jahre lustig anzuschauen, und vieles Volk strömte herein zu allen Thoren, und hatte seine Freude daran, denn was von der guten alten Zeit, eh die Franzosen kamen, und alles neu machen wollten, übrig blieb, das ist noch allem Volke lieb; den Alten, weil es sie an jene gute Zeit erinnert, und den Jungen, weil die Jugend an solchen Tagen immer Freude hat. Auch ruht am Ostermontag ungeheissen alle Arbeit, die Stadt füllt sich mit einem festlich geschmückten Volke; an vielen Kunsthäusern wehen ihre schönen Fahnen, das Kunstwerk am Zeitglockenthurm ist mit Blumengewinden verziert; auf der Schützenmatt







ist ein Schwingfest, wo sich die flinken Oberländer mit den kräftigen Emmenthalern wacker herumtreiben, um die Ehre des Sieges zu erringen, und nebenbey sind immer noch andere Festlichkeiten zu sehn, mit denen jährlich abgewechselt wird; voriges Jahr war z. B. ein Aufzug der Knaben zu allen Spielen, die sie auf der Schützenmatt trieben; und dieß Jahr war es ein Umzug der Mehger, der so schön und nett war, daß er allen die ihn nicht gesehn, bekannt gemacht zu werden verdient.

Am 50. dieser wackern Gesellen versammelten sich Morgens niedlich roth und grün bekleidet, mit Bändern geziert und mit ihren glänzenden Spaltmessern versehen, beim Wärendwirthshause an der Spitalgasse, und stellten sich da in Ordnung. Voran waren zwey Schweizer in alter Tracht; ihnen folgte der Führer des Zuges, durch Federbusch und Schärpe ausgezeichnet, dann 12 Muskantanten in verschiedenen Volkskleidungen, alle aber in vollkommenem Einklang. Nicht ganz im Takt, doch festen Schrittes folgte der gewaltige Ochs, mit Blumen geschmückt, einer der größten, der zu finden war, denn er soll über 13 Centner gewogen haben; ein Bauer führte ihn, während dem ein flinker Super ihn trieb, und der Mehger, der ihn laufen wollte, in Feldtracht neben ihm her gieng; ein anderes Hauptstück bey dem Schauspiel war ein schönes Schaf, von einem Knaben geführt. Dann kamen die beiden Jünglinge, welche im Wettkampf Eyer auflesen und laufen sollten, begleitet von zwey Fährndricken mit den Fahnen der Mehger-Zunft; an sie schloß sich Paar und Paar der eigentliche Zug, der wohl 40 Mann halten mochte, rothwangige kräftige Jünglinge, auf die sich manche sprechende Blicke

schöner Augen hefteten. So zogen sie von einem Gedränge zahlloser Zuschauer umgeben, die Stadt hinunter vor die Poltzen, die Stist, die Wohnungen der französischen, preussischen und spanischen Gesandten, dann wieder hinauf vor Schiffleuten, die Schaal und die Weggern-Zunft; an jedem dieser Orte stellte sich der Zug auf, der Anführer begrüßte mit dem Spaltmesser und die Musik ließ sich rauschend hören. Als ihr Geschäft in der Stadt beendigt war, begab sich der Zug auf die Schützenmatt, wo das beliebte Eyerlaufen erfolgte, während welchem der Käufer nach Weyermannshaus und zurück eilte, aber zu spät kam, denn sein Gegner zog ihm jubelnd als Sieger entgegen. So war das eigentliche Fest beendigt; um sich aber für den beschwerlichen Umzug zu entschädigen, war den munteren Gesellen beim Wären, Spiel und Tanz bereit, und das Fest schloß mit einem fröhlichen Nachessen, bey welchem jeder seine gegenwärtige oder zukünftige Lebensgefährtin zur Seite hatte, und in froher, aber friedlicher und sittlicher Lust den Morgen anbrechen sah.

Ein anderer Umzug zeigte sich vor dem obern Thore. Es waren die Jünglinge von Toffen; die den Ostermontag ebenfalls festlich beglengen; zu Fuß und zu Pferd zogen sie mit Musik daher, Wä, Uhrspiele und Hanswurst begleiteten sie; die Jünglinge trugen Blumenbogen, und führten einen recht artigen Tanz auf, brachten dann Gesandtheiten aus, und kehrten nach ihrer Heimath zurück. Das schönste Wetter begünstigte die Freuden dieses festlichen Tages, an welchen Stadt und Land herzlichen Antheil nahm und immer nehmen wird.

### Wie man verhexet wird!

Glaubets oder glaubets nicht, erzählte zu L. im Wirthshaus ein Mann, zu unterst aus dem Jopfen vom Aargau, ein Mann von Schalunen — glaubets oder glaubets nicht! Am letzten Langnau-Markt bin ich verhexet worden! Ich habe meine alte Geiß zu Markt getrieben; habe im Bintenhaus eine Halbe getrunken, und bey'm Wären auch eine zu Mittag; und mit dem Better Toneli noch eine bey'm Leuen; und darnach, wie meine Geiß verkauft war, noch eine bey'm Wären. Und da war ein Täschi-Spieler, ein Heerenmeister, ein Teufelskerl; und der hat mir Streiche gemacht — mein Lebtage denk ich dran! Aber ich dachte: der Teufel ist ein Schelm! und machte mich draus und davon. Und nahm noch auf den Schrecken ein Gläslein Wäzwasser oder zwey; leicht finds auch mehr gewesen, was weiß ich! Und wie ich von Langnau weggehe — alles der Straffe nach — Himmel! da höre ich Trommeln und Pauken! — Ach Gott erbarm dich meiner armen Seele, schreie ich! da kommen schon die Türken! die Türken! Du Narr sagt einer, und schüttelt mich zu recht; guck wo du bist! Und — o die verwünschte Verblenderen! Ich stand gerade vor den Pulvermühlen! —

Fest gieng ich in tiefen Gedanken fort, und verwünschte den Heerenmeister und seine Verblenderen! Aber auf einmal stand ich am Ufer des Meeres! Große Wellen erhoben sich — und ich konnte nicht weiter! Ach du verdammter Teufelskerl! Hast du mich nun gar in Amerika gebarnet, über das Meer, und soll ich mein Vaterland und meine Anne Mary nicht mehr sehen! — Ich weinte wie ein Kind, und die Gassenbuben lachten

mich aus! Und ich meynete: das sind lauter Wilde! — Aber ein schwarzer Herr, (es wird wohl ein Behdokter gewesen seyn) wies mich zurecht. Du stehst ja nur am Fritzenbach; siehe da ist die Brücke! Und an seiner Hand geleitete er mich hinüber. Ich wollte ihm recht danken, und sagte: hat ich meine Geiß nicht verkauft, ich wollte sie euch verehren, zum Dank daß ihr mir über das Meer geholfen! — Aber Udan! ist der Welt Lohn! Gang furt du Narr, sagte er! Und hatte ichs doch so gut gemeint! Aber — der war gewiß auch verblender und verhexet.

Besser unten erschrad ich, daß mir die Beize zitterten! War heute der 17. Heumonath — und da lag alles auf einmal im tiefen Schnee, alles weiß! Ach, meine schönen Obstbäume! Ach, mein Korn! Ach, meine arme Anne Mary mit ihrem Berch! So jammerte ich. Aber — du schlechteste Lappi! Hest de no nie ke Bleiki g'feh? Sagte mir einer! Ich erschrad! rieb die Augen aus, und — stand richtig vor der Bleiki-Matten. War das nicht abermal Verblenderen?

Aber das war alles Nichts gegen das Folgende. Beim Stiglthaus stand ein Tischli mit Breuz; ich nahm auf den ausgestandenen Schrecken ein Gläslein, und zog dann voll Muth weiter. Ach wie erschrad ich, als ich auf einmal am Eingang der Hölle stand, wo der Teufel mit einer Gabel ein Feuer regierte! Vor Angst stol ich auf die Kniee, und heulte, als hätte mich der Böse schon bey der Gurgel. Na, ich komm von meinen Schrecken nicht zu mir selber, bis einer aus Mitleid mich belehrte, daß ich vor dem Kalhofen stand! War das nicht abermal Verblenderen?



Ja wohl hatte heute der Böse sein Spiel mit mir! Da hörte ich etwas tschädern und tädern, akurat wie meine Anne Marey! Da steht sie ja vor mir mit ihren rothen Augen und Haaren! Ach, du mein liebes Herz, schrie ich voll Freuden, kommst du mir entgegen; und so weit! Und so schloß ich sie in meine Arme. Aber ich war noch mal angeführt. Das Gellapper, das mich so anhelmete, kam von einer Windmühle oben im Baum, und das hertzige Weiblein war ein Bettelmensch, welches Mist aufsaß! War das nicht abermal Verblenderen?

Wer das Räthsel nicht lösen kann, der findet die Auflösung im Folgenden:-

's sind zwee einzige Geister de Mensche gefährli und furchtbar;

Irrgeist heist der elnt, und Plagggeist heist der ander.

Und der Irrgeist wohnt im Wy. Us Channe u Chrusse

sngt er ein i Chopf, und macht zerrütteti Sinne.

Elle Geist führt irr im Wald, uf Wegen und Stege,

es geht mit elm z'unterst u z'oberst, der Bode will unter elm breche;

d'Brucke schwanke, d'Berg biwege si, alles ist doppelt.

Wie man den Leuten Unrecht thut.

Es geht dem Boten immer ein Stich durchs hölzerne Bein, wenn er sieht, daß jemand Unrecht geschieht; sollte der Jemand allenfalls auch selbst nichts davon wissen, oder gar eine unvernünftige Creatur seyn! Und er kann sich darum auch nicht enthalten, sich der Unschuldigen anzunehmen. Und für dies mahl nichts für ungut, gilt es nicht mehr und nicht weniger als die Kröte. Ist

nicht ein gemeines Schimpfswort: du leidst Krot! Nun ja! Hübsch ist das Thierlein eben nicht. Aber es leben doch viele Leute, die auch nicht hübsch sind; und par Exempel der Hinkende Bote! — Du neidige Krot! Das ist nun erst Unrecht denn es ist nicht wahr. Die Kröte leidet und duldet sowohl ihres gleichen als andre recht gern um sich, und gönnt jedem das Seine. Es wäre gut die Menschen hätten nicht mehr Neid gegen einander! — Die giftige Krot! Ist abermahl nicht wahr. Sie ist bestimmt nicht giftig; und was von ihrem Athem oder Hauch, von ihrem Urin oder Wasser u. dgl. gesagt wird, das sind eitel Verläumdungen, womit man ihren guten Namen besleckt! — Wenn nun ehedem das gute Thier gar als ein Gespenst verfolgt wurde, wenn man glaubte der Teufel verwandle sich in eine Kröte, um unbekannt hiehin oder dorthin zu schleichen, so sind das Dinge, welche die per se aufgeklärten Leser des Boten schon lange nicht mehr glauben. „Aber eine lebendig gespieste, getrocknete, und an einem Faden in die Stube aufgehängte Kröte zieht doch alle giftigen Dünste an sich, und reinigt die Luft.“ Es mag seyn daß ein trockener Krötenbalg in einer feuchten düstigen Stube aufsteigt, weil die Feuchtigkeit sich hineinzieht, wie in einen Schwamm. Aber sie zieht gewiß nicht nur die giftigen, sondern alle Dünste an sich! Laßt ihr also die arme Kröte nur leben; ihr Tod hilft euch nichts. Und wollt ihr die Stuben rein haben von bösen Dünsten, so ist auf der Welt nichts Besseres als frische Luft; und wenn die Stube auf eine Zeit ohne Menschen ist — Durchzug, der am ersten böse Dünste wegführt.



## Die wunderbare Lebensretterin.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Es hatte in Frankreich ein Abbe eine Kaze, die er gar zärtlich liebte. Nun ward er krank, und versiel in eine solche Schlafsucht, oder Ohnmacht daß man ihn für tod hielt, und alle Zurüstungen machte, um ihn zu begraben! Merket hier: man sollte doch immer zuerst alles anwenden und versuchen, was möglich ist, ehe man jemand begräbt. Denn was wäre fürchterlicher als lebendig begraben zu werden?

So wie man nun den vermeint Todten in den Sarg legt, streicht seine Kaze, vielleicht das einzige Geschöpf das ihn geliebt hatte, um den Sarg herum, und als wüßte sie es daß ihr Versorger gestorben wäre, mauete sie gar kläglich. — Es ist doch erbärmlich, wenn man als ein alter Knabe stirbt, und niemand um uns weinen mag als eine Kaze!

Die Leute, welche die Leiche besorgten, zeigten weit weniger Gefühl als die Kaze. Sie hatten vielmehr ihren Spas mit dem Leid des Thieres, dachten auf Muthwillen, und sperren die arme Kaze lebendig zu ihrem todten Herrn in den Sarg. Und das war ein grausames Bubenstück, das von einem sehr schlechten Herzen zeugt.

Der Leichenzug begann. Aber jezt erwachte der Scheintodte durch die Wärme der Kaze, die auf seinem Magen lag. Er hörte die Todtenlieder, fühlte sich eingeweiht, und ihm ward es nun mitten im Finstern klar und hell vor den Augen, daß er auf dem Wege sey lebendig begraben zu werden. — Gott behüt jeden Christenmenschen vor solcher Seelenangst!

Mit Mühe und Anstrengung gelingt es ihm endlich seine Hände frey zu machen,

und nun greift er nach dem Ding, das auf seinem Magen liegt, und ihn drückt; und klemmt die Kaze gewaltig. Diese fängt an erbärmlich zu schreien — das ganze Leichenbegleit erschrickt, der Sarg wird abgestoßen, und es fehlte wenig, alles hätte die Flucht ergriffen. Wäre das in ältern Zeiten geschehn, was gilst man hätte hierin Teufels Spuck gefunden. Jezt aber war man vernünftig genug eine natürliche Ursache zu vermuthen, und darum die Sache genauer zu untersuchen. Man öffnete — obwohl mit Zittern den Sarg — die Kaze sprang heraus, hinter ihr her ihr Herr, der in sein Leichentuch verhüllt so schnell als möglich nach Hause eilte, und sich freute, daß er dem Tode wie durch ein Wunder entgangen war. — Wie vielerley ist möglich wenn ein Mensch errettet werden soll! —

Das schöne Jahr 1822.

Säg Hans i mus di öpfs frage,  
Hest du n'es setigs Jahr erlebt;  
Weist du vo so viel warme Tage,  
Wo ds' Hemli geng am Duggel chleht?  
Ehmal i b'sinne mi nüt dra  
U bi doch scho n'e alte Ma.

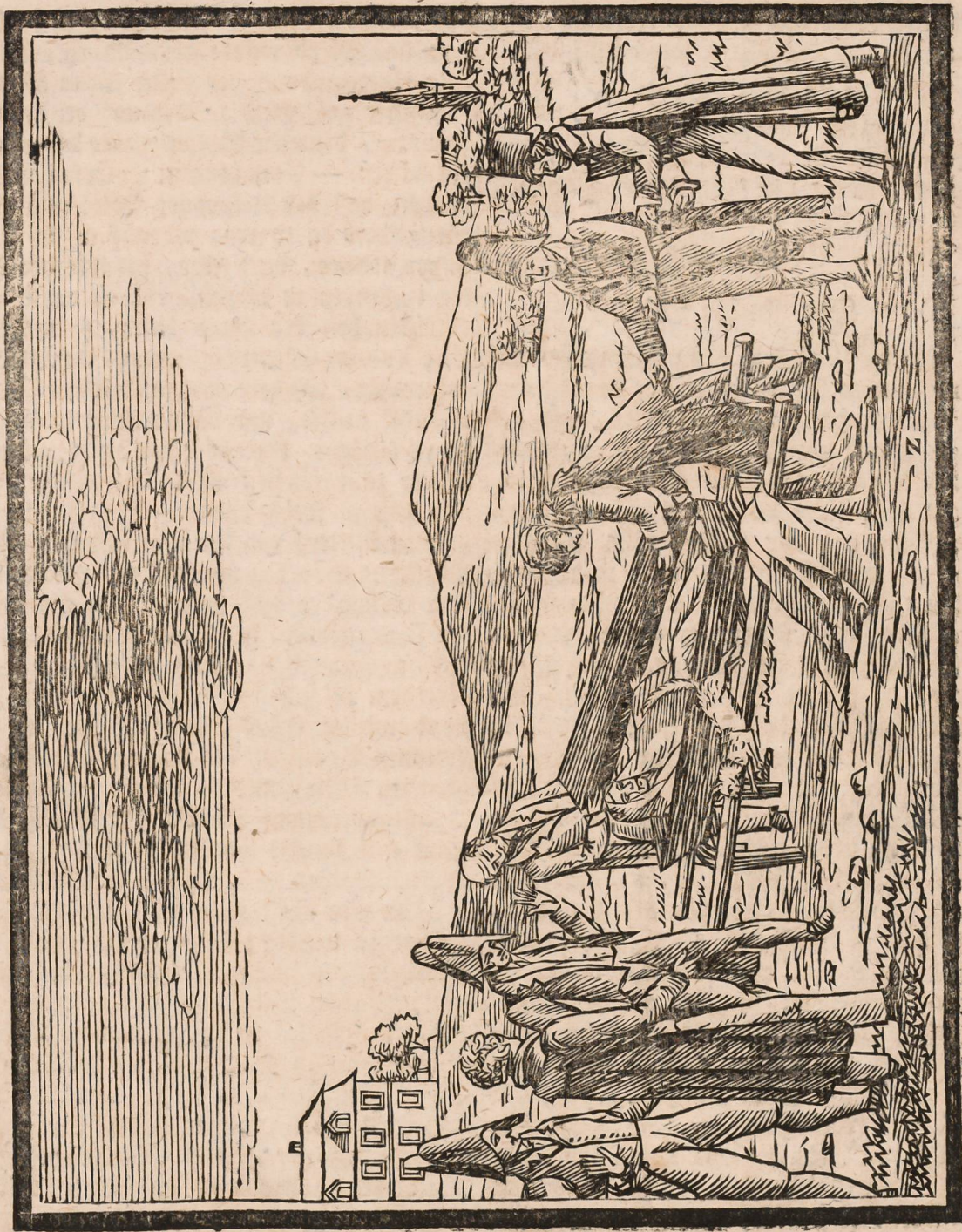
Es git no Lüt sie sy viel b'sinter,  
Als i, und du und anger meh;  
Hest du dnr Lebti no n'e Winter,  
Und de ley g'frotni Schnbe g'seh?  
Uad du d'er Frühling warm und stnf,  
Ds' Nacht schön! Thau und nie lej Rnf.

Im Mane Chirse und Erdbeert  
U Gras, e Schu bis über d'schneü;  
Im Brachet solbt Rogge'n-Aeri,  
U scho schlergar verjases Heu.



auf  
und  
t an  
hen-  
est,  
lucht  
ge-  
afels  
ver-  
ver-  
r zu  
mit  
her-  
sein  
glich  
dem  
war  
tensch

# Die wunderbare Lebensretterin.





Am Jakobstag scho d'Ernd verby,  
Wie süß wird erst d'er Trübel sey?

Und doch by dene gute Tage,  
By aller große Fruchtharkeit;  
Ist nüt als Minne, nüt als Ehrlage,  
I glaub, es syg ley Mensch meh g'scheld.  
Wär rechtl Dieb i der Welt:  
Eu hät e niedre grad gnue Geld.

### Der Rache-Ludi.

Der wohlversahrene Schneidermeister und Handelsmann M. M. in N. der danebst auch den Pferdte-Handel eifrig betrieb, und deswegen immer ein solches auf seiner zunächst dem Städtchen gelegenen Campagne hatte; bekam Lust eines Sonntags sich nach dem eine Stunde davon gelegenen B. Hause zu begeben, um sich daselbst lustig zu machen, und um sich nun besser sehen zu lassen, ward beschlossen: auf seinem in Schwarzenburg gekauften spanischen Gibloniter dahin zu reiten, aber nach Ritters Gebrauch, und aus Besorgniß, daß das spitzrückigte Thier ihm etwa Beschwerlichkeiten verursachen könnte, mußte er noch vorher für eine tüchtige Rüstung und Decke desselben bedacht seyn, denn obschon die Rüstkammer des Ritters mit allem versehen war, um das jeweilige auf 31sten December fallende Caravana-Fest mit Masque aus allen Zeitaltern zu versehen; so fehlte es dennoch an Sattel sammt Zubehörde. Endlich gelang es ihm, eine Sammlung, theils aus dem 16ten Jahrhundert, und theils aus dem siebenjährigen Krieg, kaufswelse an sich zu bringen, worunter sich vorzüglich ein paar große stählerne Sporen auszeichneten, die der Ritter wegen einer Sonnensfinsterniß für Silber ansah. Mit dieser Rüstung erwartete er nun

den festlichen Tag. — Endlich brach derselbe an; das Pferd wurde gefättelt, der Ritter stieg einigemal auf der einen Seite hinauf, kam aber geschwind wieder auf der andern herunter, denn der Sattel wollte leider nicht fest halten. — Nach langem Untersuchen fand es sich, daß der Uebergurt fehlte und keine Steigbügel da waren, worauf er sich hätte stützen können, diese aber, glaubte der Ritter entbehren zu können, und da man keine Stricken bey der Hand hatte, so ward in Eile und insgeheim bey einem Grempler zugesprochen, bey dem man acht Ellen Gloschlibändel kaufte, um davon einen Uebergurt zu verfertigen. Unerbrochen bestieg nun der Ritter zum fünften Mal das Thier, und nun giengs frisch davon. Der Gaul, des leichten Ritters und der ihm immer im Leib stechenden Sporen ungewohnt, machte nun dem Schneider auch ungewohnte Sprünge; der Zaum zerriß, das Thier nahm den Reißaus, und patsch — da lag derselbe im Noth. Nachdem er sich aus diesem kläglichen Zustand wieder erholt hatte, bestieg er den untreuen Ducephal, den man unterdessen aufgehalten hatte, und so langte er noch vor Sonnenuntergang im B. Hause an, aß, trank und machte sich lustig, und tanzte bis er keine Sohlen mehr an den Stiefeln hatte.

Um nun nicht mehr in solche Umstände versetzt zu werden; fand er eine gute Gelegenheit, des untreuen Thiers, durch einen vortheilhaften Tausch mit dem sogenannten Rache-Ludi los zu kommen, von welchem er eine Portion Nachtgeschür, Milchhäfeli, Stiviertel-Blaten u. s. w. annahm, und dem Ludi den Gibloniter sammt der ganzen Rüstung dagegen überließ. Der ganze Kram ward nun im Laden auf einem aparte Tisch aufgestellt, aber o weh, nicht für lange;



ein hervorragender Nagel, woran der neue  
Kachlenkrämer mit dem Rockermel hängen  
blieb, verwandelte auf einmal die ganze  
Kunstaussstellung von der Helmberg-Fabrik,  
in viele tausend Stücke.

Es muß alles offenbar werden.

Da gräbt in einem Flecken von Frank-  
reich der Todtengräber ein Grab, und raucht  
sein Pfeiflein dabei so ruhig, als machte er  
ein Gartenbett. — Aber er stutzt doch, als  
ein heraufgeworfener Schädel an dem schrä-  
gen Erdhaufen fest liegt, ohne herab zu  
rollen. Er untersucht ihn und findet, daß  
ein langer eiserner Nagel tief im Kopfe  
steckt. Jetzt hat er sein Pfeiflein auf die  
Seite gelegt, den Todtenschädel dazu, und  
seine Arbeit hat er ganz still und gedanken-  
voll vollendet. Ach! dachte er, wenn die  
Todten reden könnten, auf welche Weise  
sie manchmal von der Welt kamen, was  
würde man vernehmen.

Der Todtengräber geht zum ersten Vor-  
gesetzten, zeigt seinen Fund vor, erhält ein  
Trinkgeld, und den Befehl zu schweigen.  
Aber dem Ortspfarrer wird aufgetragen,  
in der Stille und geheim nachzufragen, wer  
etwa der Ermordete gewesen seyn könnte.  
Lange forschte dieser umsonst! Endlich ver-  
nimmt er von einer alten Frau: ein weit-  
läufiger Verwandter von ihr, Peter Gode,  
ein Wagner, sey da beerdigt, dessen Wittwe  
wieder mit einem Wagner verheirathet, noch  
jetzt am gleichen Orte lebe.

Die Pfarrbücher waren in der Revolu-  
tions-Zeit begreiflich nicht geführt worden,  
wo die Pfarrer nichts zu bedeuten hatten.  
Aber auf einem Register der Municipalität  
fand sich der Sterbetag des Wagners, mit

der Anzeige seines natürlichen Todes, den  
17. August 1793, verzeichnet — Also auch  
hier keine Anzeige, keine Spur von Gewalt-  
that. Noch mehr! Man vernimmt der Ver-  
storbene habe mit seiner viel jüngern Frau  
zwar in einer kinderlosen, aber doch glück-  
lichen Ehe gelebt, und diese nach mehrjäh-  
riger Kränklichkeit noch bei Lebzeiten zur  
Erbinn seines Hauses und Nebberges ein-  
gesetzt. — Wer konnte nun noch Verdacht  
auf die Frau haben? Die Sache blieb still!  
— Aber der Pfarrer blieb nicht still! Ihm  
grauste ab der That, er forschte in der Stille  
weiter. Da vernahm er dann: die noch  
lebende Frau des ermordeten Wagners habe  
nicht lange nachher einen der Arbeiter des  
Mannes geheirathet; nicht lange nachher  
diesem einen Sohn geboren, welcher die  
letzten französischen Feldzüge mitgemacht habe,  
und noch jetzt, im Jahre 1820 als Fuhr-  
knecht diene. — Da sieng es an Tag zu  
werden, dann vor dem Herrn ist alle Fin-  
sterniß Licht!

Der Pfarrer trifft die Frau einmal in  
ihrem Nebberge an, fängt an zu sprechen  
mit ihr, vom Wetter, von den Reben,  
vom Weinberg, vom verstorbenen Manne,  
und das Weib gab ziemlich kurzen und trog-  
lichen Bescheid! Auf die Frage: warum sie  
so bald nach des ersten Mannes Tode sich  
wieder verheirathet habe? sagte sie: Ey! in  
der Revolution nahm man dergleichen nicht  
so genau! Ihr habt gut schwaben, ihr be-  
zieht ein ruhiges Einkommen. Ich aber  
mußte zu meiner Hantierung einen Mann  
haben. — Aber wie denn ihr Sohn so frühe  
geboren worden sey? — Das verstehe die  
Hebamme besser als der Pfarrer! Er solle  
sich mit solchen Fragen fort scheren! — Auf  
will das böse Gewissen sich verbergen, und  
verrath sich eben dadurch am ersten!



Den Tag darauf läßt er die Frau zu sich kommen, macht ihr über ihr gestriges unanständiges Betragen Vorwürfe, und berührt nun ernstlicher den Gegenstand des gestrigen Gespräches. — Jetzt rührt sich das Gewissen des Weibes noch stärker, sie wird bald blaß, bald roth, und jetzt nimmt auf einmal der Pfarrer den Schädel unter seinem Priesterrocke hervor, hält ihr denselben vor Augen, und sprach mit starker Stimme: „Stehe da, Verbrecherin, den Kopf deines ermordeten Mannes.“ Das griff durch! Erschrocken schrie sie: Ach ja! dieser Nagel gab ihm den Tod. Jetzt erhielt der Pfarrer und die aus einem andern Zimmer eintretenden Beamten ein vollständiges Geständniß von ihr; nämlich: sie sey des immer kränkenden Mannes überdrüssig geworden; durch sein Vermächtniß seines Vermögens sicher gewesen, und mit dem Gesellen, ihrem jetzigen Manne, in einem allzuvertrauten Umgang verstrickt gewesen. Da habe sie einst in der Nacht, als ihr Mann in einem tiefen Schlafe gelegen, den Nagel gehalten, und ihr jetziger Mann habe mit einem Hammerstreiche den Mord vollendet. Durch die damaligen unruhigen Zeiten begünstigt, habe sie nach gemachter Anzeige, den Ermordeten, dessen Kopfwunde die Nachtmühe bedeckt habe, den Tag darauf beerdigen lassen! — Mann und Weib büßten ihre Schandthat unter der Guillotine, nachdem sie sieben und zwanzig Jahre lang die Früchte ihres Bubenstückes unbemerkt genossen hatten.

Ergitzte Sünder! Das Gericht,  
Wenn es schon lange Zeit verweilet  
Und dich nicht auf der Stell' ereilet,  
Zulezt entstehst du ihm doch nicht!

## Etwas vom Krokodill.

Aus dem reichen Schatze seiner mannigfaltigen Kenntnisse hat der hinkende Vöte früher dem Leser das furchtbare Amphibium, Krokodill genannt, vorgeführt.

„Gevater Schulmeister! Nicht so hohe Worte gemacht, die Leute merken sonst, daß ich mit einem fremden Kälblein pflüge.“

Nun will er ihnen als Nachtrag noch einen kleinen Bericht über ein solches wunderartiges Thierlein mittheilen. Im Jahre 1815 ward in Ostindien ein solches erlegt. Acht beherzte Männer hatten es mit eisernen Stäben, die zugespitzt waren, angegriffen, und nach langem gefährlichem Kampfe überwunden. Das Thier war gegen 18 Fuß lang, und am dicksten Orte des Leibes betrug der Umfang 6 Fuß. Und es muß überhaupt ein Thierlein von ganz artiger Größe gewesen seyn; denn als man den Bauch desselben eröffnete, fand man darinn die Gebeine eines armen indianischen Jungen, einer indischen Frau, die es vor dreyn Tagen gefressen hatte, und eine Geiß, die an seinem Todestage das Frühstück ausgemacht hatte. — Guten Appetit! —

## Anekdote.

Der Herzog von Roquelaure hatte eines andern Platz in der Kirche eingenommen, ward aber davon vertrieben, weil dieser selbst kam. Er sagte daher zornig: „Es ist doch seltsam, ich komme selten in die Kirche, und wenn ich einmal da bin, werde ich gleich wieder herausgejagt.“